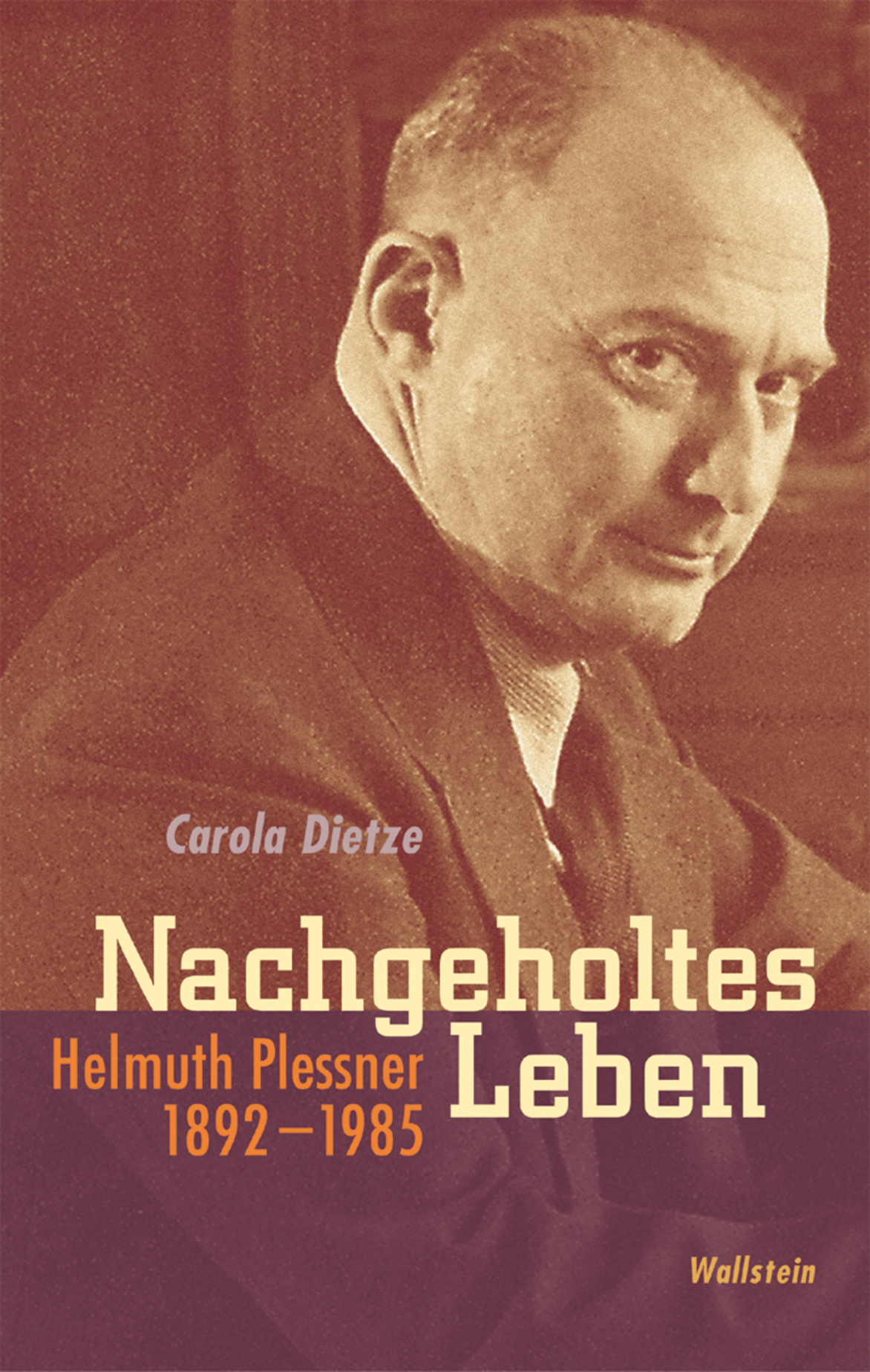


A sepia-toned portrait of Helmut Plessner, a middle-aged man with a receding hairline, looking slightly to the right. He is wearing a dark suit jacket over a light-colored shirt and a dark tie. The background is dark and out of focus.

Carola Dietze

Nachgeholtes Leben

Helmut Plessner
1892–1985

Wallstein

Carola Dietze
Nachgeholtes Leben
Helmuth Plessner
1892 – 1985

Carola Dietze
Nachgeholtes Leben

Helmuth Plessner
1892 – 1985



WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit Unterstützung
der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

*Meinen Eltern
und meinem Bruder*

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2006

2. Auflage 2007

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhads, Düsseldorf

Umschlagbild unter Verwendung einer Fotografie:

Plessner an seinem Groninger Schreibtisch im Direktorenzimmer
des Physiologischen Instituts Anfang der vierziger Jahre (s. a. S. 131)

Foto: Privatbesitz Monika Plessner

Druck: Hubert & Co, Göttingen

ISBN-10: 3-8353-0078-4

ISBN-13 (Print): 978-3-8353-0078-1

ISBN-13 (E-Book, pdf): 978-3-8353-2014-7

Inhalt

1. Einleitung	7
2. Auch ein deutscher Lebensweg	23
2.1 Ein Kind des Kaiserreichs	23
2.2 Weimar: verhinderte Durchbrüche	42
2.3 Heimatverluste 1933.	84
3. In nächster Distanz	99
3.1 Neuanfänge im niederländischen Exil.	99
3.2 Deutschlandverbindungen	107
3.3 <i>Das Schicksal deutschen Geistes</i> von Groningen aus betrachtet	130
3.4 Stiftungsprofessor an der <i>Rijksuniversiteit</i>	163
3.5 Unter deutscher Besatzung	193
4. Ausgangspunkte im Zwischenraum	223
4.1 Deutsch-niederländische Doppelexistenz	223
4.2 Wiederanknüpfungen und Entscheidungen	233
4.3 Möglichkeiten und Grenzen eines Wahl-Niederländers	264
4.4 Als ehemaliger Emigrant in Deutschland	281
4.5 Die Entscheidung zur Rückkehr	323
5. Nachgeholte Etablierung	351
5.1 Göttinger Ordinarius für Soziologie	351
5.2 Unter Kollegen: begrenzte Diskretion	383
5.3 An Schaltstellen der Universitätspolitik	442
5.4 Zur <i>conditio humana</i> in der Nachkriegszeit	482
5.5 Nachholender Aufbruch	510
6. Reflexionen zum Außenseiter. Ein Epilog	527
7. Quellen und Literatur	539
7.1 Archivalien	539
7.2 Publikationen Helmuth Plessners	545
7.3 Interviews	556
7.4 Literatur	558
7.5 Bildnachweis	610
Danksagung	611
Personenregister	613

1. Einleitung

Erfahrungsgemäß ist der Name Helmuth Plessner jüngerer Menschen heute zumeist kein Begriff mehr. Auch daß der Ausdruck von der »verspäteten Nation« durch einen Buchtitel Plessners geprägt wurde, ist ihnen meist unbekannt. Diese Mitteilung kann sogar einiges Erstaunen auslösen, so selbstverständlich ist das Schlagwort von der »verspäteten Nation« zur Charakterisierung Deutschlands inzwischen geworden. Anders bei Menschen, deren politische Sozialisation in die fünfziger und frühen sechziger Jahre fällt: sie erinnern sich häufig an die Lektüre der Plessnerschen Deutschlandstudie als ein für sie wichtiges intellektuelles Erlebnis. Dementsprechend beziehen sich Angehörige dieser Jahrgänge bei Anlässen grundsätzlicher politischer Reflexion nicht selten auf dieses Buch. Die Anzahl derer, die über *Die verspätete Nation* hinaus andere philosophische oder soziologische Werke Plessners gelesen haben, scheint allerdings auch unter ihnen gering. Gleichwohl kennen sie ihn oft noch als einen Begründer der philosophischen Anthropologie. Ihm geht dann zumeist der Ruf eines »schwierigen Autors« voraus, dessen Nennung mit Respekt quittiert wird. Das trifft nicht nur auf Deutschland zu. Auch in Plessners Exilland, den Niederlanden, ist die Erinnerung an Person und Werk bei Angehörigen der mittleren und älteren Jahrgänge noch vielfach lebendig. »Plessner? Das ist doch ein halber Niederländer!«, ist eine spontan geäußerte Reaktion.

Besonders stark fällt die Resonanz auf den Namen Plessner nach wie vor in Göttingen aus. Offensichtlich muß man keiner seiner Schüler gewesen sein, um sich auch heute noch genau an diesen Professor der Georgia Augusta zu erinnern. Wer in den fünfziger oder Anfang der sechziger Jahre an der Universität Göttingen Geistes-, Sozial- oder Rechtswissenschaften studierte, wer in diesem Zeitraum in die entsprechenden Fakultäten berufen wurde, sich dort habilitierte oder dort lehrte, kam – so scheint es – nicht an Plessner vorbei. Schon kleine Begegnungen blieben dabei in Erinnerung. So kolportiert der eine schmunzelnd eine Anekdote aus Plessners Rektoratsrede, sucht ein anderer nach Worten, um das Charakteristische eines Gesprächs mit ihm wiederzugeben oder berichtet ein dritter mit vor Wut zitternder Stimme von einer Demütigung als Student durch den damaligen Rektor. Offenbar war Plessner eine Person, die – im Positiven wie im Negativen – Eindrücke hinterließ. Zu

ihm, so hat es den Anschein, mußte man sich stellen. Neben seiner starken Ausstrahlung als Person lag dies wohl nicht zuletzt daran, daß er zu den wenigen Professoren gehörte, die aus dem Exil nach Deutschland zurückgekehrt waren.

Helmuth Plessner wurde 1892 als einziger Sohn des Arztes Fedor Plessner, der aus einer jüdischen Familie stammte, und dessen Frau Elisabeth, reformierten Glaubens, in Wiesbaden geboren. Er studierte an den Universitäten Freiburg, Heidelberg, Berlin, Göttingen und Erlangen Zoologie und Philosophie; zu seinen Lehrern zählten unter anderem Wilhelm Windelband, Max Weber und Edmund Husserl. In der Zwischenkriegszeit schuf er als Dozent an der Universität Köln ein philosophisches Werk, mit dem er zu einem der Gründerväter der philosophischen Anthropologie wurde. Seine Karriere erfuhr jedoch einen jähen Abbruch, als ihm 1933 auf Grund des sogenannten »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« die *Venia legendi* entzogen wurde und er seine Stelle als außerordentlicher Professor für Philosophie verlor. Plessner emigrierte erst in die Türkei und dann in die Niederlande. Er lebte und lehrte in Groningen, bis er 1943 erneut entlassen wurde und in Utrecht und Amsterdam untertauchen mußte. Nach Kriegsende erhielt er von der Universität Köln die Einladung, auf seine alte Stelle zurückzukehren. Dieses Angebot lehnte er höflich, aber entschieden ab. Statt dessen blieb er in den Niederlanden, wo er auf das Ordinariat für Philosophie der Universität Groningen berufen wurde, und beobachtete von dort aus in den folgenden Jahren die Entwicklung in Deutschland. Als ihn 1950 zwei Rufe erreichten, einer auf das Ordinariat für Soziologie in Göttingen und einer auf den Lehrstuhl für systematische Philosophie in Utrecht, entschied sich Plessner für Göttingen. Dort wirkte er bis zu seiner Emeritierung 1962. Nachdem er für ein Jahr als Gastprofessor an der *New School for Social Research* in New York gelehrt und für einige Zeit in der Schweiz gelebt hatte, verbrachte er in Göttingen auch seinen Lebensabend.

Das philosophische, soziologische und politische Denken Helmuth Plessners ist eng mit der Geschichte Deutschlands und seiner eigenen Lebensgeschichte verknüpft. Plessner gehörte zu den Universitätsangehörigen, die aus der Revolution 1918/19 linksorientierte Erfahrungen mitbrachten. Er unterstützte die Weimarer Republik und vertrat liberalhumanistische Werte, wenn auch in aristokratischem Geist. Mit den *Grenzen der Gemeinschaft* verteidigte er 1924 Gesellschaft und Zivilisation gegen utopische Gemeinschaftsentwürfe von rechts und links, obwohl beides spätestens seit dem »Krieg der Geister« als »undeutsch« galt. In seiner Anthropologie versuchte er, eine philosophische Antwort auf die Verun-

sicherung des Menschen in der Moderne zu geben, die er durch Säkularisierung, Historismus und die Ergebnisse der Naturwissenschaften hervorgerufen und durch Krieg, Revolution und Inflation verstärkt sah. Ein neues Menschenbild tat ihm zufolge not, ein Bild, das den Relativierungen durch die Wissenschaften Rechnung trug und dennoch die Idee menschlicher Freiheit und Würde bewahrte. Eine breite Rezeption und Diskussion seines Werkes blieb jedoch aus. Seit Mitte der zwanziger Jahre rückte Plessner zunehmend nach rechts, allerdings ohne ein Anhänger des Nationalsozialismus zu werden. Im Exil versuchte er sich und seinem niederländischen Publikum zu erklären, warum der Nationalsozialismus in Deutschland an die Macht kommen konnte. Die Studie wurde 1935 bald nach ihrem ersten Erscheinen in Deutschland verboten; erst die Neuauflage von 1959 unter dem Titel *Die verspätete Nation* fand in der Bundesrepublik ein breites Publikum. Nach seiner Remigration wies Plessner weiterhin auf Gefahren der Industriegesellschaft hin, wobei er die Moderne zugleich gegen kulturpessimistische Globalvorwürfe verteidigte.

Leben und Denken Helmuth Plessners sind stark von den Katastrophen des 20. Jahrhunderts, seinen Brüchen und Widersprüchen geprägt. Doch anders als so viele Intellektuelle seiner Zeit fiel Plessner nicht den Radikalismen anheim, die dieses Jahrhundert in vielfacher Hinsicht bestimmt haben. Statt dessen schuf er gerade im Bemühen ihrer intellektuellen Abwehr eine Philosophie, die sich von Grund auf durch einen freiheitlichen Geist und Respekt vor dem Menschen auszeichnet. Sie hat auch heute nichts von ihrer Bedeutung verloren. Im folgenden wird die Biographie Helmuth Plessners erstmals auf der Grundlage umfassender Quellenrecherchen dargestellt und mit seinem Denken in Beziehung gesetzt. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Zeit des niederländischen Exils, der Entscheidung zur Rückkehr nach Deutschland und den Erfahrungen als Remigrant in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre. Diese lebensgeschichtlichen Abschnitte werden in engen Zusammenhang mit Plessners politischen Positionen, ihren philosophischen Voraussetzungen und seinem Denken über Deutschland gesetzt. Dabei ist das Augenmerk nicht zuletzt auf die Kontinuitäten und Transformationen gerichtet, die sein Denken durch sein Erleben erfuhr.

Als einer der interessantesten deutschen Philosophen des 20. Jahrhunderts lohnt Helmuth Plessner eine solche Untersuchung zweifellos um seiner selbst willen. Gleichwohl zielt die vorliegende Studie immer auch über Plessner hinaus. Indem seine Biographie und Philosophie in ihrem Zusammenhang analysiert werden, geht es auch um die Entwicklung

und Rezeption liberalen Denkens unter den Bedingungen der Weimarer Republik, um die Chancen und Gefahren eines Wissenschaftsexils in einem europäischen Land, das von Deutschland besetzt wurde, um die Voraussetzungen einer Rückkehr nach Deutschland an eine deutsche Universität – auf seiten des Emigranten wie auf seiten der Hochschule – und schließlich um die Aufnahme eines ehemaligen Exilanten durch seine »daheimgebliebenen« Kollegen und Studenten sowie umgekehrt: den Umgang eines ehemaligen Emigranten mit seinen teilweise stark belasteten Kollegen. Die Vergleiche mit anderen Emigranten und Remigranten sowie die Analyse einzelner Positionen, Handlungen oder Entscheidungen auf die ihnen zugrunde liegenden Strukturen und Interessen hin dienen diesen übergeordneten Erkenntnisinteressen.

Überblickt man Plessners Biographie als Ganzes stellt sich seine Rückkehr nach Deutschland als Chance dar, Leben, das ihm in den Jahren seines Exils »gestohlen« worden war, »nachzuholen«. Das Paradoxon »Leben nachholen« mit seinen Möglichkeiten und prinzipiellen Grenzen versucht die Situation zu bezeichnen, in der sich Plessner mit seiner Remigration befand. Der Begriff stammt von Ruth Bratu, die 1939 mit fünfzehn Jahren auf einem Kindertransport nach England entkam. Dort mußte sie sich mit Nähen und Putzen durchs Leben schlagen. Erst in der Nachkriegszeit in Deutschland konnte sie ein für sie befriedigendes Leben beginnen. »Es war ein Stück nachgeholtes Leben!« erzählte Bratu 1996 in einem Interview und stellte fest, daß sie nicht nur die längste Zeit ihres Lebens in Darmstadt verbracht habe, sondern auch die erfreulichste.¹ Durch Exil und Krieg unterbrochenes, gestohlenen, verhindertes Leben, nach der Remigration nachholendes, aufholendes Leben – diesen Aspekt ihrer Biographie teilen die politische Aktivistin Ruth Bratu und der Professor Helmuth Plessner, und nicht nur sie. Sicher: allzu wörtlich dürfen diese Metaphern nicht genommen werden. Für Plessner zumindest brachte das Exil Erfahrungen, Blickerweiterungen und Freundschaften mit sich, denen das Sprechen vom verlorenen Leben nicht gerecht wird. Zudem gelang das Nachholen nicht in allen Bereichen, die ihm wichtig waren. Gleichwohl ist der Begriff vom nachgeholten Leben geeignet, Plessners Perspektive auf seine private und berufliche Etablierung wiederzugeben.

1 Ruth Bratu, »Prag – London – Darmstadt«, in: Franz J. Jürgens (Hg.), »Wir waren ja eigentlich Deutsche«. Juden berichten von Emigration und Rückkehr, Berlin 1997, S. 227-248, hier S. 242 u. 248.

Helmuth Plessner

Angesichts der Bedeutung Helmuth Plessners muß die Feststellung überraschen, daß Forschungsliteratur zu seiner Person und seinem Werk rar ist. Die bislang einzige wissenschaftliche biographische Arbeit ist die Dissertation von Kersten Schüßler.² Dabei handelt es sich um eine »intellektuelle Biographie« mit Schwerpunkt auf den Jahren bis 1933, für die erstmals einige unveröffentlichte Schriften ausgewertet wurden. Für die biographische Kontextualisierung der Werkentwicklung stützt sich Schüßler vornehmlich auf Plessners autobiographische Schriften. Eine stärkere Auswertung von Archivmaterial leistet Joachim Fischer, der in seiner Promotionsschrift die Entstehungsgeschichte der philosophischen Anthropologie als Denkansatz untersucht.³ Die Biographie Helmuth Plessners wird hier insoweit einbezogen, als sie für die Entwicklung seiner Philosophie relevant erscheint. Es handelt sich also um eine biographisch fundierte Ideengeschichte, die die Entwicklung der Plessnerschen Philosophie im Kontext anderer Ansätze der philosophischen Anthropologie beschreibt. Die Arbeit des Schweizer Plessner-Schülers Christoph Dejung, die ebenfalls die Entwicklung von Lebenswerk und Biographie in ihrem Zusammenhang vorstellen möchte, beansprucht ausdrücklich keinen wissenschaftlichen Wert. Quellen und relevante Literatur werden hier nur ausnahmsweise berücksichtigt.⁴

In der Fachgeschichtsschreibung der Soziologie und der Philosophie ist Plessner bis heute wenig präsent. In Werken zur Soziologiegeschichte erscheint er – wenn überhaupt – meist am Rande, da man sich in der Regel auf die Schulen in Frankfurt, Köln und Münster konzentriert. Deren Auseinandersetzungen prägen das Bild von der Etablierung der Soziologie in der Bundesrepublik.⁵ Plessner erscheint aus einer solchen

2 Kersten Schüßler, *Helmuth Plessner. Eine intellektuelle Biographie*, Berlin 2000.

3 Joachim Fischer, *Philosophische Anthropologie. Zur Bildungsgeschichte eines Denkansatzes*, Dissertation Göttingen 2000.

4 Christoph Dejung, *Helmuth Plessner. Ein deutscher Philosoph zwischen Kaiserreich und Bonner Republik*, Zürich 2003.

5 Vgl. etwa Hermann Korte, *Einführung in die Geschichte der Soziologie*, Opladen 1998 oder Paul Nolte, *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert*, München 2000. Anders noch M. Rainer Lepsius, »Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945-1967«, in: Günther Lüschen (Hg.), *Deutsche Soziologie seit 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug*, Opladen 1979, S. 25-70 und jetzt Christian Weischer, *Das Unternehmen ›Empirische Sozialforschung‹. Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland*, München 2004.

Sicht eher als Vermittler zwischen den Schulen, wobei seine Vermittlungsarbeit nicht auf eigene Ziele hin befragt wird. Doch nicht nur in wissenschaftspolitischer Hinsicht, auch in bezug auf die von ihm formulierten Inhalte hat Plessner in die Fachgeschichtsschreibung kaum Eingang gefunden. Der Grenzgänger zwischen Soziologie und Philosophie gilt den meisten Soziologen als Begründer der philosophischen Anthropologie und somit als Vertreter eines anderen Paradigmas. Als solcher scheint er für die Soziologiegeschichte vernachlässigbar zu sein.⁶ In Werken zur Philosophiegeschichte in der Nachkriegszeit ist es dann teilweise gerade umgekehrt: Plessner wird hier als Soziologe zitiert und ansonsten weitgehend ignoriert.⁷ In systematischen und historischen Übersichtswerken erfährt sein Denken nur selten eine breitere Behandlung. Es überwiegen kurze Erwähnungen im Kontext der Weimarer Philosophie. Häufig bleibt Plessner auch völlig ungenannt.⁸ Selbst in Einführungs-

6 So Volker Kruse, *Historisch-soziologische Zeitdiagnosen in Westdeutschland nach 1945*. Eduard Heimann, Alfred von Martin, Hans Freyer, Frankfurt a. M. 1994, S. 12. Vgl. auch Horst Kern, *Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien*, München 1982, S. 228. Anders: Sven Papcke (Hg.), *Gesellschaftsdiagnosen. Klassische Texte der deutschen Soziologie im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1991.

7 Vgl. Martina Plümacher, *Identität in Krisen. Selbstverständigungen und Selbstverständnisse der Philosophie in der Bundesrepublik Deutschland nach 1945*, Frankfurt a. M. 1995, S. 195 und Martina Plümacher, *Philosophie nach 1945 in der Bundesrepublik Deutschland*, Hamburg 1996, S. 86. Vgl. auch Herbert Schnädelbach, »Deutsche Philosophie seit 1945«, in: Wolfgang Prinz/Peter Weingart (Hg.), *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*, Frankfurt a. M. 1990, S. 403-418, der die – abgesehen von der *Verspäteten Nation* – geringe Rezeption Plessners konstatiert und zugleich widerspiegelt. Anders: Helmut Fahrenbach, »Nationalsozialismus und der Neuanfang »westdeutscher Philosophie« 1945-1950«, in: Walter H. Pehle/Peter Sillem (Hg.), *Wissenschaften im geteilten Deutschland. Restauration oder Neubeginn nach 1945?*, Frankfurt a. M. 1992, S. 99-112.

8 Vgl. etwa Wolfgang Stegmüller, *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung*, 4 Bände, Stuttgart 1978 oder Rüdiger Bubner, *Modern German Philosophy*, Cambridge 1981. Wolfgang Röd, *Der Weg der Philosophie von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert*, Band 2: 17. bis 20. Jahrhundert, München 1996, S. 459 stellt lediglich fest, daß sich die Philosophische Anthropologie nicht behaupten konnte. Anders die Reihe *Grundprobleme der großen Philosophen*: vgl. Hermann Ulrich Asemisen, »Die exzentrische Position des Menschen«, in: Josef Speck (Hg.), *Grundprobleme der großen Philosophen. Philosophie der Gegenwart*, Band 2, Göttingen 1991, S. 146-180 sowie auch Kurt Wuchterl, *Bausteine zu einer Geschichte der Philosophie des 20. Jahrhunderts. Von Husserl zu Heidegger: Eine Auswahl*, Bern 1995.

werken zur philosophischen Anthropologie ist er nicht selbstverständlich vertreten.⁹

In letzter Zeit zieht das Plessnersche Denken jedoch zunehmend Aufmerksamkeit auf sich: so hat Hans-Peter Krüger Plessners philosophische Anthropologie kürzlich in ihrem theoretischen Zusammenhang rekonstruiert, und Heike Kämpf hat eine neue Einführung in sein Werk vorgelegt.¹⁰ Vor allem aber haben Fischer, Krüger, Kämpf, Gesa Lindemann und Norbert A. Richter, die philosophische Anthropologie Plessners produktiv aufgegriffen und ihr Potential erneut unter Beweis gestellt.¹¹ Zudem gibt es inzwischen eine Reihe von philosophiehistorischen Studien zu seinen Schriften.¹² Diese Literatur behandelt allerdings fast ausnahmslos die grundlegenden Werke aus der Weimarer Zeit. Schon *Die verspätete Nation* ist nur selten Thema, und mit den Studien und Aufsätzen Plessners aus der Nachkriegszeit wurde sich bislang kaum eigens auseinandergesetzt. Auch die Basis für eine Erforschung des philosophischen Werkes ist noch nicht vollständig gelegt: Zwar sind die wichtigsten Texte Plessners in den *Gesammelten Schriften* zusammengefaßt, einzelne, die insbesondere für sein politisches Denken aufschlußreich sind, fehlen dort jedoch.¹³ Einige dieser Schriften sind jetzt in einem eigenen Band gesam-

9 Vgl. Willi Oelmüller/Ruth Dölle-Oelmüller/Carl-Friedrich Geyer, *Diskurs: Mensch*, Paderborn 1993. Anders: René Weiland (Hg.), *Philosophische Anthropologie der Moderne*, Weinheim 1995.

10 Vgl. Hans-Peter Krüger, *Zwischen Lachen und Weinen*. Band 1: *Das Spektrum menschlicher Phänomene*, Berlin 1999; Heike Kämpf, *Helmuth Plessner. Eine Einführung*, Düsseldorf 2001. Zur älteren Literatur vgl. Hans-Peter Krüger, »Angst vor der Selbstentsicherung. Zum gegenwärtigen Streit um Helmuth Plessners philosophische Anthropologie«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 44 (1996), S. 271-300.

11 Vgl. Fischer, *Philosophische Anthropologie*; Hans-Peter Krüger, *Zwischen Lachen und Weinen*. Band 2: *Der dritte Weg Philosophischer Anthropologie und die Geschlechterfrage*, Berlin 2001; Gesa Lindemann, *Die Grenzen des Sozialen. Zur sozio-technischen Konstruktion von Leben und Tod in der Intensivmedizin*, München 2002; Heike Kämpf, *Die Exzentrizität des Verstehens. Zur Debatte um die Verstehbarkeit des Fremden zwischen Hermeneutik und Ethnologie*, Berlin 2003 und Norbert A. Richter, »Grenzen der Ordnung«. Bausteine einer Philosophie des politischen Handelns nach Plessner und Foucault, Frankfurt a.M. 2005 sowie die Beiträge in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 48 (2000), Heft 2 und 53 (2005), Heft 6 und Gerhard Gamm/Mathias Gutmann/Alexandra Manzei (Hg.), *Zwischen Anthropologie und Gesellschaftstheorie. Zur Renaissance Helmuth Plessners im Kontext der modernen Lebenswissenschaften*, Bielefeld 2005.

12 Vgl. die Hinweise in den Abschnitten zu den einzelnen Werken Plessners.

13 Helmuth Plessner, *Gesammelte Schriften*. 10 Bände, Frankfurt a.M. 1980-1985 [im folgenden zitiert als GS]. Vgl. dazu vor allem Karl-Siegbert Rehberg, »Das Werk

melt oder selbständig ediert worden¹⁴, die übrigen sind nur schwer zugänglich. Eine vollständige Bibliographie fehlt nach wie vor.¹⁵

Emigration und Remigration

Wie verlief eine Wissenschaftsemigration in den Niederlanden? Welche spezifischen Möglichkeiten, Grenzen und Gefahren brachte das Ausweichen in dieses westliche Nachbarland des »Dritten Reiches« für einen Hochschullehrer mit sich? Diese Fragen stehen hinter der Untersuchung der Exilerfahrungen Plessners. Die Wissenschaftsemigration aus Deutschland und Österreich hat in den letzten Jahren einige Aufmerksamkeit auf sich gezogen und kann insbesondere für die Vereinigten Staaten und – mit Abstrichen – für Großbritannien und die Türkei als relativ gut erforscht gelten.¹⁶ Für die Niederlande gibt es zwar eine Reihe von Arbeiten zum Exil jüdischer, politischer und kulturschaffender Flüchtlinge.¹⁷ Zur

Helmuth Plessners. Zum Erscheinen der Edition seiner »Gesammelten Schriften«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36 (1984), S. 799–811.

- 14 Helmuth Plessner, Politik – Anthropologie – Philosophie. Aufsätze und Vorträge, München 2001 [im folgenden zitiert als PAP] sowie ders., Elemente der Metaphysik. Eine Vorlesung aus dem Wintersemester 1931/32, Berlin 2002.

- 15 Vgl. zuletzt Salvatore Giammusso, »Bibliographie Helmuth Plessner«, in: Dilthey-Jahrbuch 7 (1990), S. 323–341; umfassender ist die Bibliographie auf der Homepage der Helmuth Plessner-Gesellschaft: www.helmuth-plessner.de.

- 16 Vgl. zuletzt vor allem Hartmut Lehmann/James J. Sheehan (Hg.), An Interrupted Past. German-Speaking Refugee Historians in the United States after 1933, Cambridge 1991; Herbert A. Strauss/Klaus Fischer/Christhard Hoffmann et al. (Hg.), Die Emigration der Wissenschaften nach 1933. Disziplingeschichtliche Studien, München 1991 und Mitchell G. Ash/Alfons Söllner (Hg.), Forced Migration and Scientific Change. Emigré German-Speaking Scientists and Scholars after 1933, Cambridge 1996.

- 17 Vgl. einführend Ursula Langkau-Alex/Hans Würzner, »Niederlande«, in: Claus-Dieter Krohn/Patrick von zur Mühlen/Gerhard Paul et al. (Hg.), Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945, Darmstadt 1998, S. 321–333 sowie Louis de Jong, Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog. Deel 1: Voorspel, 's-Gravenhage 1969, S. 492 ff.; Kathinka Dittich/Hans Würzner (Hg.), Die Niederlande und das deutsche Exil 1933–1940, Königstein, Ts. 1982 und Bob Moore, Refugees from Nazi Germany in the Netherlands 1933–1940, Dordrecht 1986. Bei Hugo Fetting/Klaus Hermsdorf, »Exil in den Niederlanden«, in: Klaus Hermsdorf/Hugo Fetting/Silvia Schlenstedt, Exil in den Niederlanden und in Spanien, Leipzig 1981, S. 15–188 handelt es sich um eine zusammenfassende Wiedergabe von de Jong. Zu den Kulturschaffenden vgl. zuletzt Hans Würzner/Karl Kröhnke (Hg.), Deutsche Literatur im Exil in den Niederlanden 1933–1940, Amsterdam 1994.

Wissenschaftsemigration liegen bislang jedoch keine Studien vor.¹⁸ In der neueren Literatur zum Exil von Wissenschaftlern in angelsächsischen Ländern stehen zumeist Fragen der inhaltlichen, methodischen oder wissenschaftskulturellen Syntheseleistungen im Mittelpunkt. Solche fachlichen Anpassungen an die niederländische Philosophie oder Soziologie sind bei Plessner wenig ausgeprägt. Deshalb richtet sich das Augenmerk hier eher auf die Akkulturation im Gastland und das Anknüpfen neuer Verbindungen, auf Plessners Verhältnis zu Deutschland und seinen in Deutschland verbliebenen Kollegen sowie auf die verbliebenen Möglichkeiten wissenschaftlichen Austauschs. Da kollegialen Netzen bei der Remigration eine hohe Bedeutung zukommt, wird damit zugleich die Untersuchung der Rückkehr Helmuth Plessners vorbereitet.

In bezug auf die Remigration wird hier zunächst der Frage nachgegangen, warum ein emigrierter Wissenschaftler, der in seinem Gastland eine seinem Lebensalter und seiner Ausbildung angemessene Position innehatte und materiell gut abgesichert war, überhaupt in »das Land der Massenmörder«¹⁹ zurückkehrte. Zudem werden die Wege, auf denen die Rückkehr gelang – die fördernden und behindernden Faktoren, Konstellationen und Personen –, aufgezeigt sowie der Verlauf und Erfolg der Reintegration Helmuth Plessners in das westliche Nachkriegsdeutschland untersucht. Dabei interessiert vor allem, welche Rolle Helmuth Plessner als Remigrant an der Universität Göttingen und in der Wissenschaftslandschaft seiner Fächer zukam, wie er mit seinen mehr oder weniger stark belasteten Kollegen an der Georgia Augusta und in der Zunft umging, welches Verhältnis seine Göttinger Kollegenschaft zu ihm einnahm und welche Auswirkungen die Emigration auf Plessners Werk und seine Rezeption hatte. Auf diese Weise wird unter anderem die These

18 Die Feststellung Hans Würzners: »Wie verhielt man sich nun in den Niederlanden gegenüber der wissenschaftlichen Emigration? Es ist ein sehr schwieriges Kapitel, worüber kaum Vorarbeiten vorliegen«, gilt nach wie vor. Hans Würzner, »Österreichische Wissenschaft im niederländischen Exil 1933 bis 1940«, in: Friedrich Stadler (Hg.), *Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft*, Wien 1988, S. 959-964, hier S. 960. Dan Michman, *The Jewish Refugees from Germany in the Netherlands, 1933-1940*, Dissertation Jerusalem 1978 behandelt die Wissenschaftsemigration unter »zukünftige Forschungen«. Für die Beschaffung dieser Arbeit in der Universitätsbibliothek Jerusalem und die Übersetzung der relevanten Passagen aus dem Hebräischen danke ich Astrid Popien.

19 So Albert Einstein, der eine Rückkehr nach Deutschland bekanntlich ablehnte, in einem Brief an Max Born vom 12.10.1953. Vgl. Albert Einstein/Hedwig Born/Max Born, *Briefwechsel 1916-1955*, kommentiert von Max Born, München 1969, S. 266.

Hermann Lübkes von der »nicht-symmetrischen Diskretion« am Beispiel Helmuth Plessners auf ihren historischen Gehalt hin überprüft.

Das Interesse an den Rückkehrern und Rückkehrerinnen aus der Emigration sowie ihrer Bedeutung für die »Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik« nimmt seit Mitte der neunziger Jahre zu.²⁰ Für die relativ späte Entdeckung dieses Themas scheinen vor allem politische Gründe ausschlaggebend: bis Anfang der siebziger Jahre sind eher öffentliche Verleumdungskampagnen gegen Emigranten und Rückkehrer überliefert.²¹ Doch auch in den achtziger Jahren – praktisch bis zur Vereinigung der beiden deutschen Staaten – blieb der Gegenstand brisant. Denn die Anzahl von Remigranten und Remigrantinnen sowie ihre Beurteilung der Bedingungen, unter denen sie lebten, waren Themen, über die indirekt die Bundesrepublik und die DDR in ihrem Selbstverständnis als demokratischer bzw. antifaschistischer Staat legitimiert oder kritisiert werden konnten.²² Diese politischen Implikationen prägten häufig auch die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, die es zu dem Thema vereinzelt gab.²³ Von diesen Konfliktlinien weniger stark beeinflusst sind Forschun-

20 Axel Schildt, *Ankunft im Westen. Ein Essay zur Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik*, Frankfurt a.M. 1999. Vgl. vor allem Claus-Dieter Krohn/Patrick von zur Mühlen (Hg.), *Rückkehr und Aufbau nach 1945. Deutsche Remigranten im öffentlichen Leben Nachkriegsdeutschlands*, Marburg 1997; Claus-Dieter Krohn/Martin Schumacher (Hg.), *Exil und Neuordnung. Beiträge zur verfassungspolitischen Entwicklung in Deutschland nach 1945*, Düsseldorf 2000; Claus-Dieter Krohn/Axel Schildt (Hg.), *Zwischen den Stühlen? Remigranten und Remigration in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit*, Hamburg 2002; Julia Angster, *Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie. Die Westernisierung von SPD und DGB*, München 2003 und Irmela von der Lühe/Claus-Dieter Krohn, »Fremdes Heimatland«. *Remigration und literarisches Leben nach 1945*, Göttingen 2005.

21 Erinnert sei an die Debatten zwischen der sog. »inneren Emigration« und Thomas Mann sowie an die öffentlichen Beleidigungen von Marlene Dietrich, Fritz Kortner, Herbert Wehner und Willy Brandt. Vgl. Patrick von zur Mühlen, »Rückkehr unerwünscht? Die Deutschen und ihre Emigranten«, in: Werner von Bergen/Walter H. Pehle (Hg.), *Denken im Zwiespalt. Über den Verrat von Intellektuellen im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 1997, S. 127-139.

22 Vgl. dazu Joachim Schlör, »Exil und Rückkehr«, in: Heiner Lichtenstein/Otto R. Romberg (Hg.), *Täter – Opfer – Folgen. Der Holocaust in Geschichte und Gegenwart*, Bonn 1997, S. 154-169, S. 154 f. Die Formen politischer Instrumentalisierung von Remigranten und Remigrantinnen in der DDR untersucht Karin Hartewig, *Zurückgekehrt. Die Geschichte der jüdischen Kommunisten in der DDR*, Köln 2000.

23 So verwahrt sich Horst Möller gegen »die von marxistischer Seite häufig zu hörenden These, in der Bundesrepublik Deutschland seien gegenüber Emigranten *generell* politisch motivierte Vorbehalte herrschend gewesen«, und verweist auf die Karrieren und Auszeichnungen einiger Rückkehrer in der Bundesrepublik (Horst Möller,

gen zur Remigration der (teilweise jüdischen) politischen Exilanten und Exilantinnen sowie die Literatur, die sich im Kontext des Wiederaufbaus der jüdischen Gemeinden mit der Rückkehr von Juden und Jüdinnen beschäftigt.²⁴

Seit dem Ende des Kalten Krieges ist die Remigrationsforschung von solchen ideologischen Bürden entlastet, und infolgedessen haben sich nicht zuletzt Fokus und Stil gewandelt. So ist in den letzten Jahren eine biographisch und autobiographisch geprägte Literatur entstanden, in der die Remigration der »kleinen Leute« vermehrt in den Blick kommt.²⁵ Auch speziell zur Rückkehr von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen gibt es inzwischen eine Reihe von Forschungen²⁶, wobei für einzelne Disziplinen erst einmal die Anzahl der Rückkehrer und Rückkehrerinnen sowie ihre Namen eruiert werden mußten. Darüber hinaus wird ihrer Rezeption und ihrem Einfluß auf die jeweilige Fachentwicklung nachgegangen.²⁷ Von besonderer Bedeutung für die vorliegende Studie

Exodus der Kultur. Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler in der Emigration nach 1933, München 1984, hier S. 115), und Peter Mertz, Und das wurde nicht ihr Staat. Erfahrungen emigrierter Schriftsteller mit Westdeutschland, München 1985 verdeutlicht schon mit seinem Titel, daß es ihm vor allem um die Bundesrepublik geht.

- 24 Vgl. einführend zur jüdischen Remigration Monika Richarz, »Juden in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik seit 1945«, in: Micha Brumlik/Doron Kiesel/Cilly Kugelman et al. (Hg.), Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945, Frankfurt a. M. 1986, S. 13-30 und zur politischen Remigration Hartmut Mehringer/Werner Röder/Dieter Marc Schneider, »Zum Anteil ehemaliger Emigranten am politischen Leben der Bundesrepublik Deutschland, der Deutschen Demokratischen Republik und der Republik Österreich«, in: Wolfgang Frühwald/Wolfgang Schieder (Hg.), Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933-1945, Hamburg 1981, S. 207-233 sowie Jan Foitzik, »Die Rückkehr aus dem Exil und das politisch-kulturelle Umfeld der Reintegration sozialdemokratischer Emigranten in Westdeutschland«, in: Manfred Briegel/Wolfgang Frühwald (Hg.), Die Erfahrung der Fremde. Kolloquium des Schwerpunktprogramms »Exilforschung« der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Weinheim 1988, S. 255-270.
- 25 Vgl. etwa Franz J. Jürgens (Hg.), »Wir waren ja eigentlich Deutsche«. Juden berichten von Emigration und Rückkehr, Berlin 1997; Verein Aktives Museum (Hg.), 1945: jetzt wohin? Exil und Rückkehr ... nach Berlin?, Berlin 1995 und Wolfgang Blaschke/Karola Fings/Cordula Lissner (Hg.), Unter Vorbehalt. Rückkehr aus der Emigration nach 1945, Köln 1997.
- 26 Vgl. zuletzt Claus-Dieter Krohn, »Unter Schwerhörigen? Zur selektiven Rezeption des Exils in den wissenschaftlichen und kulturpolitischen Debatten der frühen Nachkriegszeit«, in: Bernd Weisbrod (Hg.), Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur der Nachkriegszeit, Göttingen 2002, S. 97-120.
- 27 Vgl. etwa für die Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik Winfried Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1993, Kap. 8, in der DDR

sind detaillierte biographische Untersuchungen über andere remigrierte Wissenschaftler. Als Vergleichsmaterial sind sie auch dann interessant, wenn der Emigrations- und Remigrationsverlauf dort nicht ausdrücklich im Mittelpunkt steht.²⁸

Eine »historische Biographie«

Indem an den Lebenslauf und das Werk Helmuth Plessners Fragestellungen der Emigrations- und Remigrationsforschung herangetragen werden, ist die vorliegende biographische Studie als eine »historische Biographie« charakterisiert, in der neben dem personalen Element ein historisches Erkenntnisinteresse steht.²⁹ Der Lebenslauf Plessners wird nicht zuletzt als privilegierter Zugangsweg – quasi als Sonde – für die Untersuchung von historischen Problemen allgemeiner Art genutzt.

Die Biographie stand lange Zeit in der Kritik. Mit der Herausbildung des modernen Romans galt sie etwa Siegfried Kracauer 1930 als »Ausflucht« des Bürgertums im Versuch, das selbstherrliche Subjekt vor dem »Anprall der unteren Massen« zu retten.³⁰ Pierre Bourdieu führte diese

Mario Keßler, Exilerfahrung in Wissenschaft und Politik. Remigrierte Historiker in der frühen DDR, Köln 2001 und für die westdeutsche Soziologie Michael Neumann, »Lektionen ohne Widerhall. Bemerkungen zum Einfluß von Remigranten auf die Entwicklung der westdeutschen Nachkriegssoziologie«, in: Exilforschung 2 (1984), S. 339-357.

28 Vgl. etwa Rolf Wiggershaus, Die Frankfurter Schule. Geschichte – Theoretische Entwicklung – Politische Bedeutung, München 1988; Kathrin Meier-Rust, Alexander Rüstow. Geschichtsdeutung und liberales Engagement, Stuttgart 1993; Rainer Nicolaysen, Siegfried Landshut. Die Wiederentdeckung der Politik. Eine Biographie, Frankfurt a. M. 1997 und Jan Eckel, Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biographie im 20. Jahrhundert, Göttingen 2005.

29 Zum Begriff der »historischen Biographie« vgl. Olaf Hähner, Historische Biographik. Die Entwicklung einer geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1998, S. 27 ff. Hans Erich Bödeker, »Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand«, in: Hans Erich Bödeker (Hg.), Biographie schreiben, Göttingen 2003, S. 9-63 spricht im gleichen Zusammenhang von »erneuerter Biographie« (vgl. v. a. S. 16-31). Le Goff hält die historische Fragestellung für ein Kennzeichen der neueren Biographik. Vgl. Jacques Le Goff, »Wie schreibt man eine Biographie?«, in: Wie Geschichte geschrieben wird, Berlin 1998, S. 103-112, hier S. 108 ff.

30 Siegfried Kracauer, »Die Biographie als Neubürgerliche Kunstform«, in: ders., Aufsätze 1927-1931, Frankfurt a. M. 1990, S. 195-199, hier S. 195 und 197. Zur Kritik der Biographie im Zuge der Veränderung des Romans vgl. Helmut Scheuer, »Biographie. Überlegungen zu einer Gattungsbeschreibung«, in: Reinhold Grimm/Jost Hermand (Hg.),

Kritik fort, indem er die (auto-) biographische Vorannahme, »daß ›das Leben‹ ein Ganzes konstituiert, einen kohärenten und orientierten Zusammenhang, der als einheitlicher Ausdruck einer subjektiven und objektiven ›Intention‹, eines Projekts aufgefaßt werden kann und muß«, als »biographische Illusion« bezeichnete und vor der »Komplizenschaft des Forschers bei der Konstruktion des perfekten sozialen Artefakts [...], das da ›Lebensgeschichte‹ heißt«, warnte.³¹ Der klassischen Sozialgeschichte wiederum galt die Biographie zeitweilig als letzte »Auffangstellung des deutschen Historismus«.³² So wandte Hans-Ulrich Wehler 1971 gegen die Biographie ein, daß »sog. individuelle Motive gar nicht im Zentrum des Interesses stehen sollten, da die gesellschaftlich-politischen Antriebskräfte, ja Zwänge aufzudecken sowohl wissenschaftlich wichtiger und reizvoller als auch von der ›politischen Pädagogik‹ her geboten« sei.³³ Dies sind ernstzunehmende Kritikpunkte.

Gleichwohl hat das Genre als »neue«, »historische«, oder »erneuerte« Biographie seit den neunziger Jahren eine Renaissance erlebt. Dazu hat zunächst das »Abebben der Strukturgläubigkeit der 1960er und 1970er Jahre« beigetragen.³⁴ Zudem ließen die Mikrogeschichte, mit ihrer Aufmerksamkeit für den Einzelfall, das Detail und die Zusammenhänge, die sie erschließen können, sowie die Alltagsgeschichte mit ihrer Frage nach den Sichtweisen, Interessen und Handlungsräumen »normaler« Arbeiter und Angestellter, Männer und Frauen im Kontext von Arbeit und Politik das Interesse für einzelne Personen, ihre Motive und Gestaltungsmacht

Vom Anderen und vom Selbst. Beiträge zu Fragen der Biographie und Autobiographie, Königstein/Ts. 1982, S. 9-29 und Bödeker, »Biographie«, S. 39-50.

31 Pierre Bourdieu, »Die biographische Illusion«, in: BIOS (1990), S. 75-81, hier S. 75 und 80. Vgl. dagegen Lutz Niethammer, »Kommentar zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion«, in: BIOS (1990), S. 91-93.

32 Jürgen Oelkers, »Biographik – Überlegungen zu einer unschuldigen Gattung«, in: Neue Politische Literatur 19 (1974), S. 296-309, hier S. 299.

33 Hans-Ulrich Wehler, »Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse«, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Geschichte und Psychoanalyse, Köln 1971, S. 9-30, hier S. 24 f., der allerdings nichts gegen die »Kompromißlösung« einzuwenden hat, »anstatt eine umfassende Biographie anzustreben, nur gewisse biographische Aspekte mit monographischen Sachgesichtspunkten« zu verbinden. Vgl. zur Biographie aus sozialgeschichtlicher Perspektive auch Andreas Gestrich, »Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung«, in: Andreas Gestrich/Peter Knoch/Helga Merkel (Hg.), Biographie – sozialgeschichtlich. Sieben Beiträge, Göttingen 1988, S. 5-28, vor allem S. 14-17.

34 Friedrich Lenger, »Werner Sombart. Ein Sozialwissenschaftler zwischen Kaiserreich und nationalsozialistischer Diktatur«, in: Helmut Altrichter (Hg.), Persönlichkeit und Geschichte, Erlangen 1997, S. 173-192, hier S. 174.

wieder legitim erscheinen.³⁵ Auf der Grundlage dieser veränderten methodischen Diskussionslage entstanden seit den neunziger Jahren eine Reihe von Biographien, die den Wert des Genres für die Behandlung allgemeiner historischer Fragestellungen unter Beweis stellten und zeigten, daß die mit geschichtswissenschaftlichen Mitteln erarbeitete Biographie nicht zwangsläufig mit den Fehlern behaftet sein mußte, die man ihr allenthalben vorwarf.³⁶

So haben sich die Möglichkeiten und Grenzen des Ansatzes, eine lebensgeschichtliche Untersuchung mit generalisierbaren Fragestellungen zu verknüpfen, inzwischen weitgehend abgezeichnet: zu seinen Stärken gehört zunächst ein hohes Maß an Konkretion. Damit verbunden ist die Chance, historiographisch zuweilen weit auseinanderliegende Felder miteinander zu verknüpfen. Zudem bringt der Ansatz eine lange diachrone Perspektive mit sich. In der Zeitgeschichtsschreibung kann diese Perspektive hilfreich sein bei einer Überwindung des Denkens in den eng gesteckten politischen Zäsuren der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert.³⁷ So können manche Haltungen, Denkformen und Handlungsweisen auf Sozialisationsmuster und lebensgeschichtliche Erfahrungen zurückgeführt und damit besser erklärt werden. Gerade hinsichtlich der Führungseliten im »Dritten Reich« hat sich der Ansatz, solche generatio-

35 Vgl. Giovanni Levi, »On Microhistory«, in: Peter Burke (Hg.), *New Perspectives on Historical Writing*, Pennsylvania 1991, S. 93-113 und Alf Lüdtke, *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt a. M. 1989.

36 Vgl. aus der deutschen Zeitgeschichtsschreibung vor allem Dirk van Laak, *Gespräche in der Sicherheit des Schweigens*. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik, Berlin 1993; Friedrich Lenger, Werner Sombart, 1863-1941. Eine Biographie, München 1995; Ulrich Raulff, *Ein Historiker im 20. Jahrhundert*: Marc Bloch, Frankfurt a. M. 1995; Ulrich Herbert, *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989*, Bonn 1996; Margit Szöllösi-Janze, *Fritz Haber 1868-1934. Eine Biographie*, München 1998 sowie Thomas Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte*. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München 2001. Eine resümierende Diskussion der neueren Biographik bietet Joachim Rohlfes, »Ein Herz für die Personengeschichte? Strukturen und Persönlichkeiten in Wissenschaft und Unterricht«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 50 (1999), S. 305-319.

37 Diesen Aspekt einer historischen Lebenslaufforschung betonen Lutz Niethammer, »Einleitung des Herausgebers«, in: ders. (Hg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebenserfahrungen und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Band 1, Berlin 1986, S. 7-29 und Ulrich Herbert, »Die guten und die schlechten Zeiten«. Überlegungen zur diachronen Analyse lebensgeschichtlicher Interviews«, in: ebd., S. 67-96.

nellen Prägungen zu untersuchen, als produktiv erwiesen.³⁸ In dieser Studie erhält der lange biographische Blick darüber hinaus ein ganz eigenes Gewicht, weil die Lebensgeschichte selbst hier zum Thema wird. Erst durch ein biographisches Vorgehen kann Zeit als ein Kernproblem von Emigration und Remigration thematisiert und somit die Bedeutung der Remigration innerhalb eines Lebenslaufes eingeschätzt werden.

Quellen

Notwendige Voraussetzung für ein solchermaßen skizziertes Projekt ist die möglichst dichte Überlieferung persönlicher Quellen. Im Falle Helmut Plessners ist eine solche Quellenlage durch seinen Nachlaß gegeben. Das unveröffentlichte Material, das im Helmut-Plessner-Archiv der Groninger Universitätsbibliothek liegt, bildet die Grundlage dieser Studie.³⁹ Es reicht von persönlichen Dokumenten, Behördenbescheiden und Hochschulgutachten bis hin zu Mitteilungen von Organisationen und Gruppen, in denen Plessner mitgearbeitet hat. Vor allem umfaßt der Nachlaß aber seine umfangreiche Korrespondenz. Dieser Fundus wurde ergänzt um die Überlieferung in den zahlreichen Nachlässen der Korrespondenzpartner. Veröffentlichte wie unveröffentlichte Texte Plessners – darunter vier autobiographische Aufsätze – wurden ebenso als Quelle verwandt wie Zeitungsartikel und Schriften, die über die Rezeption seiner Werke Aufschluß geben können. Darüber hinaus wurden Memoiren und Erinnerungen von Personen aus seinem Umkreis hinzugezogen. Um das Vorgehen auf Seiten der Universitäten und ihrer Fakultäten zu erschließen, wurden zudem die relevanten Aktenbestände der Kultus- bzw. Wissenschaftsministerien in Deutschland und den Niederlanden, der Hochschulverwaltungen der Universitäten in Köln, Groningen, Hamburg und Göttingen sowie die Fakultäts- und Senatsprotokolle dieser Universitäten eingesehen.

38 Vgl. neben Herbert, Best vor allem Michael Wildt, *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*, Hamburg 2002.

39 Die Angaben für den Nachlaß Plessners basieren auf dem Erschließungsstand des Plessner-Archivs aus den Jahren 1999/2000. Seitdem vorgenommene weitere Differenzierungen in der Verweisstruktur konnten hier nicht mehr berücksichtigt werden. Für alle Archivalien gilt, daß eine Blattzählung nur dort angegeben ist, wo sie vorgefunden wurde.

Zusätzlich konnte in Interviews mit Monika Plessner, der Ehefrau Helmuth Plessners, sowie mit einigen seiner Schüler Quellenmaterial generiert werden, das als Tonbandaufzeichnung sowie teilweise in Transkription oder schriftlicher Zusammenfassung zur Verfügung steht. Wenn nicht mit allen der noch lebenden Schüler Interviews geführt werden konnten, liegt das allein in den begrenzten Arbeitskapazitäten der Verfasserin begründet. Die Auswahl erfolgte im Bestreben, eine möglichst große Bandbreite an Schülerverhältnissen zu repräsentieren: deutsche und niederländische Schüler, »Daheimgebliebene« und Remigranten, angefangen beim Oberassistenten bis hin zu Juristen oder Historikern, die Plessner lediglich aus seinen Vorlesungen kannten. Darüber hinaus ist die Auswahl pragmatischen Kriterien wie der Erreichbarkeit sowie nicht zuletzt dem Zufall geschuldet. Sie besagt nichts über das Verhältnis zwischen Plessner und diesen oder anderen Schülern. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Übersetzungen von der Verfasserin. Die Originalsprache ist überall dort angegeben, wo sie sich nicht aus dem Titel oder den Korrespondenzpartnern von selbst erschließt.

2. Auch ein deutscher Lebensweg

2.1 Ein Kind des Kaiserreichs

»Einziger Sohn des Arztes Sanitätsrat Dr. Fedor Plessner und seiner Frau Elisabeth geb. Eschmann, bin ich Helmuth Karl Otto Gustav Bernhard, Preuße und Lutheraner, am 4. September 1892 in Wiesbaden geboren.« Mit diesen Worten beginnt der Lebenslauf Helmuth Plessners, den er 1917 für seine Dissertation verfaßte.¹ In Ton und Inhalt selbstbewußt, scheint diese erste Selbstdarstellung von Plessners Hand die Umstände widerzuspiegeln, unter denen er aufgewachsen ist.

Plessners »Vaterstadt« Wiesbaden galt um die Jahrhundertwende als der erste internationale Kurort Deutschlands. Am Fuße des Taunus in einer nach Süden geöffneten weiten Talmulde zwischen Weinbergen gelegen und von Wäldern umsäumt, war die Stadt mit ihren weitläufigen Parklandschaften, dem imposanten neuen Kurhaus und den luxuriösen Palast-Hotels zur mondänen Sommerresidenz der »guten Gesellschaft« des wilhelminischen Kaiserreiches sowie der internationalen »high society« geworden. Alljährlich im Mai besuchte der Kaiser die Stadt und empfing dort auch einmal den russischen Zaren – »mit militärischem Gepränge, das auf einen dreizehnjährigen Buben mächtigen Eindruck machte«, so Plessner später.² Und als Steuerparadies, das reiche Rentiers anzog, bis die Anzahl der Millionäre pro Kopf die jeder anderen Stadt des Reiches überstieg, wurde Wiesbaden »in Preußen an Steueraufkommen nur von Charlottenburg übertroffen« – wie noch der Dreiundachtzigjährige zu berichten weiß. In dieser wilhelminischen Musterstadt, in dieser »Verkörperung des Kaiserreiches an sich«, wuchs Helmuth Plessner auf

1 Helmuth Plessner, Vom Anfang als Prinzip der Bildung transzendentaler Wahrheit (Begriff der kritischen Reflexion), Dissertation Heidelberg 1917, S. 123. Für den unten zitierten Begriff der »Vaterstadt« vgl. ebd.

2 Helmuth Plessner, »Selbstdarstellung«, in: Ludwig J. Pongratz (Hg.), Philosophie in Selbstdarstellungen, Hamburg 1975, S. 269-307, in: GS X, S. 302-341, hier S. 302. Zur Geschichte Wiesbadens vgl. etwa Burkhard Fuhs, Mondäne Orte einer vornehmen Gesellschaft. Kultur und Geschichte der Kurstädte 1700-1900, Hildesheim 1992 und Thomas Weichel, Die Bürger von Wiesbaden. Von der Landstadt zur »Weltkurstadt« 1780-1914, München 1997.

– in Zeiten, die im Bürgertum vor allem vom Gefühl der Sekurität geprägt waren.³

Seine Eltern leiteten ein angesehenes Privatsanatorium, »Dr. Plessners Sanatorium für Nervenkrank« genannt. Die Institution entsprach ganz den Anforderungen einer »Weltkurstadt«. Das im klassizistischen Stil erbaute vornehme weiße Haus lag an einem kleinen Abhang. Auf der Rückseite öffnete sich eine hohe Fensterfront nach Süden, und wenn man aus der Veranda hinaustrat und den mit Buchen und Kiefern bestandenen Garten hinunterging, gelangte man durch ein kleines Tor direkt in den Kurpark. Im Villenviertel Wiesbadens gelegen, hatte das Sanatorium selbst den Charakter einer großen Villa: im Hochparterre lag die Praxis Fedor Plessners, in der Beletage wohnten die bis zu zehn Patienten in ihren Appartements mit den dazugehörigen Gesellschaftszimmern. Im Keller waren die Küche und die Bäder untergebracht, während Helmuth Plessner unter dem Dach neben den Zimmern der Angestellten seine »Bude« hatte.⁴

»Die Atmosphäre eines Privatsanatoriums ist heute schwer vorstellbar«, schrieb Plessner 1975 zurückdenkend.⁵ Und wirklich haben Stil und Ambiente solcher Luxuskurhäuser die Zeit wohl am besten in Erzählungen und Romanen etwa Theodor Fontanes oder Thomas Manns überdauert. Während Fedor Plessner mit seinem Namen für die Qualität des Privatsanatoriums stand und über die verschiedenen Anwendungen der Kur gebot, trug Elisabeth Plessner die Verantwortung für die Organisation des Kurbetriebs mit seiner zahlreichen Dienerschaft. Dabei hatte sie zugleich die Dame des Hauses zu sein: immer ausgeglichen, immer charmant.⁶ Helmuth Plessner saß schon »als kleiner Kerl« mit an der Table d'hôte, einer aus acht Gängen bestehenden Gemeinschaftstafel, zu der die Gäste des Hauses um fünf Uhr nachmittags zusammenkamen. Als er zum Gesprächspartner bei Tische herangewachsen war, befand er sich in bester Gesellschaft, um die ungeschriebenen Regeln von Konversation und Distinktion zu erlernen. Daß er auch einigen Geschmack für gutes Essen und Trinken aus dem Elternhaus mitnahm, wird kaum erstaunen.⁷

3 Die Zitate finden sich in Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 302 und Fuhs, Mondäne Orte, S. 13.

4 Siehe das Haus Sonnenberger Str. 11a. Die Beschreibung des Inneren folgt Monika Plessner, Die Argonauten auf Long Island. Begegnungen mit Hannah Arendt, Theodor W. Adorno, Gershom Scholem und anderen, Berlin 1995, S. 30.

5 Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 302.

6 M. Plessner, Die Argonauten, S. 34.

7 Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 302. Zur Table d'hôte im Hause Plessner vgl. auch M. Plessner, Die Argonauten, S. 38. Zu dieser Institution allgemein siehe Fuhs, Mondäne Orte, S. 251 ff.



Als Schüler in Wiesbaden

Aus reformiert protestantischer und jüdischer Familie

Elisabeth Plessner, geborene Eschmann, kam aus einer reformiert protestantischen Familie in Bückeburg, wo ihr Vater im Fürstlich-Schaumburg-Lippischen Orchester Oboist war. Helmuth Plessner legte später ob seiner Hochachtung für Musik einigen Wert darauf, daß in seiner »mütterlichen Familie Berufsmusiker häufiger gewesen sind«.⁸ Fräulein Eschmann war als Gesellschafterin der wohlhabenden jüdischen Dame Otilie Herz nach Wiesbaden gekommen. Dort hatte sie mit Fedor Plessner einen anderen »Zugereisten« kennengelernt. Er war nach Abschluß seines Medizinstudiums aus Berlin, wo sein Vater einen Tabakladen betrieb, in die florierende Kurstadt im Südwesten übersiedelt, um 1891 die Stelle des »dirigierenden Arztes« in einem Privatsanatorium zu übernehmen.⁹ Noch im selben Jahr heirateten sie, wobei Otilie Herz den beiden nicht nur die Hochzeit ausrichtete, sondern ihrer Gesellschafterin auch ein umfangreiches Vermögen vermachte. Damit ermöglichte sie den Plessners, ihr eigenes Sanatorium aufzubauen.¹⁰

Fedor Plessner stammte aus einer ehemals bedeutenden jüdischen Familie. So war der erste nachweisliche Träger des Namens Plessner, der 1746 gestorbene Isaak Salomon, Vorsteher der ober- und niederschlesischen Landjudenschaft, also das Oberhaupt der auf den Dörfern und

8 Plessner an Jens Rohwer, Direktor der Schleswig-Holsteinischen Musikakademie und Norddeutschen Orgelschule in Lübeck, 17.8.1955, UB Groningen, NL. Plessner, 125. Zu Herkunft und Konfession Elisabeth Plessners vgl. das Familienstammbuch (ebd., Dokumentenmappe, 2), den Fragebogen zur Durchführung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums (UA Köln, Zug. 17/4371, Bl. 30) sowie die Aussagen Monika Plessners, in: Interview mit Carola Dietze, 2.8.2001, Abschnitt 1.

9 Nach kurzer Tätigkeit in einem Freiburger Sanatorium übernahm Fedor Plessner am 1. Oktober 1891 die »Anstalt des Const. Schmidt«, wie es in einem Schreiben an das Königliche Statistische Bureau in Berlin heißt. Dieses Sanatorium, das Fedor Plessner fünf Jahre lang leitete, war in der Villa Constanze, Sonnenberger Straße 37 beheimatet. Hier wurde Helmuth Plessner geboren. Vgl. HStA Wiesbaden, Abt. 405, Band 503, Blatt 121f. sowie Determann, »Ärztlicher Verein Wiesbaden«, in: Westdeutsche Ärztezeitung 24 (1933), S. 219.

10 Zu Elisabeth Eschmanns Tätigkeit als Gesellschafterin bei Otilie Herz und deren Unterstützung für Plessners vgl. M. Plessner, Die Argonauten, S. 33. Zur Heirat vgl. die Bescheinigung der Eheschließung, 30.10.1891, UB Groningen, NL. Plessner, Dokumentenmappe (6). Am 1. Oktober 1896 wurde »Dr. Plessners Sanatorium für Nervenkranken« in der Sonnenburger Straße 30 (später 11 a) eröffnet. Vgl. dazu und zur Anzahl der Patienten HStA Wiesbaden, Abt. 405, Band 503, Blatt 110-118 und 121f.

Flecken wohnenden Juden in Ober- und Niederschlesien.¹¹ Von einem Sohn dieses Landesvorstehers, Salomon Isaak mit Namen, ist bekannt, daß er 1764 wegen seiner Verdienste um die inländische Tuchfabrikation von Friedrich II. ein General-Privilegium erhielt. Das weist auch ihn als einen Angehörigen der kleinen jüdischen Elite aus.¹² Einen größeren Bekanntheitsgrad erreichte der orthodoxe Prediger und Bibelkommentator Salomon Plessner.¹³ So soll denn auch Monika Plessner zufolge die erste Frage Gershom Scholems gelautet haben, als er und Helmuth Plessner einander Anfang der fünfziger Jahre vorgestellt wurden: »Plessner. Nachkomme von Salomon Plessner. Wissen Sie denn überhaupt etwas mit Ihrem ehrwürdigen Namen anzufangen? Oder muß ich Ihnen Nachhilfeunterricht geben?« Und das mußte er, da Helmuth Plessner nur eine recht dunkle Vorstellung von seinen Ahnen hatte.¹⁴

Seine Großeltern waren noch gläubige und praktizierende Juden gewesen. Sein Vater jedoch – Jahrgang 1861 – war in den Jahrzehnten aufgewachsen, in denen die Bemühungen um eine rechtliche Emanzipation der Juden in Deutschland zum Erfolg geführt hatten. Eine möglichst vollständige Integration in die deutsche Mehrheitsgesellschaft wurde ihm zum Ziel.¹⁵ Ein Schritt in diese Richtung bedeutete die Heirat der »goyah«

11 Der Name »Plessner« bedeutet »aus Pless«, also aus der Standesherrschaft, welche die südöstliche Spitze der preußischen Provinz Schlesien bildete. Vgl. Bernhard Brilling, »Schlesische Ortsnamen als jüdische Familiennamen. Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte der schlesischen Juden«, in: Zeitschrift für Ostforschung 15 (1966), S. 60-67, insbes. S. 66. Zu Isaak Salomon Plessner vgl. Marcus Brann, »Geschichte des Landrabbinats in Schlesien. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen«, in: Jubelschrift zum siebzigsten Geburtstage des Prof. Dr. H. Graetz, Breslau 1887, S. 218-278, insbesondere S. 249.

12 Vgl. Brann, »Geschichte des Landrabbinats«, S. 249.

13 Zu Salomon Plessner vgl. Max Seligsohn, »Art.: Plessner, Salomon«, in: Isidore Singer (Hg.), The Jewish Encyclopedia. Vol. 10, New York 1905, S. Sp. 89 f.

14 M. Plessner, Die Argonauten, S. 52 ff. Siehe dazu auch unten S. 528. Matthias Lehmann danke ich für seine Hilfe bei der Suche nach einem »Wunderrabbi« namens Plessner, von dem Gershom Scholem Monika Plessner zufolge erzählt haben soll. Bislang fehlt von einem solchen Rabbi allerdings jede Spur.

15 Damit vollzog Fedor Plessner in nahezu beispielhafter Weise den Prozeß der Akkulturation, den ein Teil der deutschen Juden im 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts bis hin zur Aufgabe des Judentums durchlief. Vgl. einführend Reinhard Rürup, »Jüdische Geschichte in Deutschland. Von der Emanzipation bis zur nationalsozialistischen Gewaltherrschaft«, in: Dirk Blasius/Dan Diner (Hg.), Zerbrochene Geschichte. Leben und Selbstverständnis der Juden in Deutschland, Frankfurt a.M. 1993, S. 79-101 sowie Simone Lässig, Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert, Göttingen 2004. Zum Judentum der Großeltern Helmuth Plessners vgl. Plessner, in: Interview, 2.8.2001, Abschnitt 1.

– also der Nichtjüdin – Elisabeth Eschmann; den entscheidenden letzten ging Fedor Plessner am 4. Juni 1893, als er sich taufen ließ. Ein überzeugter Protestant wurde er allerdings ebenso wenig, wie er vorher ein gläubiger Jude gewesen war.¹⁶

In der engeren Familie hat das Judentum in Helmuth Plessners Kindheit und Jugend deshalb weder als Religion noch als kultureller Kontext eine bedeutende Rolle gespielt. Er wurde getauft, in der evangelisch-lutherischen Marktkirche Wiesbadens konfirmiert und gehörte zeit seines Lebens der evangelisch-lutherischen Kirche an.¹⁷ Von seiner und seines Vaters jüdischer Herkunft soll er erst erfahren haben, als er zu Hause einen antisemitischen Witz zum Besten gab. Da »nahm der Vater ihn mit in sein Sprechzimmer«, überliefert Monika Plessner – fügt aber hinzu: »Die Eröffnung, die Fedor Plessner seinem Sohn dort machte, hat diesen nicht allzu tief beeindruckt.«¹⁸ Diese Einschätzung wird durch die eingangs zitierte Selbstbezeichnung Plessners als »Preuße und Lutheraner« im Lebenslauf in seiner Dissertation bestätigt. Dennoch kannte Helmuth Plessner die Welt des Judentums vermutlich besser als der überwiegende Teil seiner Altersgenossen christlicher Konfession. Seine Eltern verkehrten viel mit anderen jüdischen Familien. So ging er im Hause von Ottilie Herz oder bei Laquers und der Familie Otto Klemperers ein und aus.¹⁹ Darüber hinaus war vermutlich seine Großmutter – Rosalie Plessner, geb. Karfunkelstein – für ihn eine Brücke zum Judentum. Sie muß eine bemerkenswerte Frau mit einem reichen Schatz an jüdischer Tradition gewesen sein. Gershom Scholem hat sie eigens deshalb in ihrem Berliner jüdischen Altersheim besucht, und auch Helmuth Plessner verbrachte ein Semester seines Studiums in Berlin, vor allem um ihr nahe zu sein.²⁰

16 Ob Fedor Plessner zunächst noch Mitglied der jüdischen Gemeinde in Wiesbaden war, läßt sich heute nicht mehr nachvollziehen, da die Gemeindelisten aus der entsprechenden Zeit verbrannt sind. Für diese Auskunft danke ich der Jüdischen Gemeinde in Wiesbaden. Zu Fedor Plessners Taufe vgl. seinen Taufschein, UB Groningen, NL. Plessner, Dokumentenmappe (1). Zu seiner Einstellung in Glaubensfragen vgl. M. Plessner, in: Interview, 2.8.2001, Abschnitt 5.

17 Vgl. M. Plessner, *Die Argonauten*, S. 28.

18 Vgl. ebd., S. 37.

19 Vgl. ebd. sowie Plessner an Fritz Bickel, 7.4.1952 (UB Groningen, NL. Plessner, 28) und Gertrud Laquer an Plessner, 16.8.1946 (ebd., 142/234).

20 Zu Plessners Berlin-Semester vgl. M. Plessner, in: Interview, 2.8.2001, Abschnitt 12 f. Zur typischen Rolle der Großeltern bei der Vermittlung jüdischer Traditionen vgl. Yvonne Rieker, *Kindheiten. Identitätsmuster im deutsch-jüdischen Bürgertum und unter ostjüdischen Einwanderern 1871-1933*, Hildesheim 1997, S. 71 ff. Zu Scholems Besuchen vgl. M. Plessner, *Die Argonauten*, S. 54.

Studium in Freiburg, Berlin und Heidelberg

Plessner nahm im Mai 1910 das Studium des Faches des Vaters – der Medizin – in Freiburg auf. Der Unterricht am humanistischen Königlichen Gymnasium in Wiesbaden, an dem er mit siebzehn Jahren das Abitur bestanden hatte, scheint nicht so recht sein Interesse gefunden zu haben. »Das Zeugnis vermerkt außer Betragen und Singen ›gut‹ als einzigen Lichtpunkt die ›hervorragende Vortragsweise von Gedichten‹«, bemerkte er später selbstironisch.²¹ Dagegen war er schon als Schüler von der Faszination erfaßt, welche die Biowissenschaften bis zum Ersten Weltkrieg auf weite Teile der wilhelminischen Gesellschaft ausübten: Mit vierzehn Jahren hatte er auf Grund des Kosmosbändchens *Die Abstammung des Menschen* von Wilhelm Bölsche – einem vielgelesenen Popularisierer des Darwinismus, der aus den *Origins of Species* eine liberale und zutiefst optimistische Weltsicht ableitete – für die Biologie Feuer gefangen. Das »Ideal« des Abiturienten war dann der Haeckel-Schüler Max Verworn mit seiner *Allgemeinen Physiologie*.²² An der Universität Freiburg machte der Physiologe und Philosoph Johannes von Kries – ein Helmholtz-Schüler – auf Plessner den größten Eindruck. Entscheidend war für den jungen Studiosus jedoch, daß er zu der »Abteilung für gemeinverständliche naturwissenschaftliche Diskussion« der Freiburger Freien Studentenschaft stieß. Angeleitet von dem Botaniker Alfred Reuber wurden hier jeden Donnerstag die philosophischen Grundlagen der Naturwissenschaften diskutiert. »Unter seiner Leitung ging mir ein Licht

21 Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 303. Vgl. auch das Abiturzeugnis des Königlichen Gymnasiums Wiesbaden, 11.3.1910, UB Groningen, Dokumentenmappe (5).

22 Wilhelm Bölsche, *Die Abstammung des Menschen*, 2. Aufl. Stuttgart 1904; Max Verworn, *Allgemeine Physiologie. Ein Grundriß der Lehre vom Leben*, Jena 1897. Zur Bedeutung dieser Bücher für Plessner vgl. Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 303. Für sein naturwissenschaftliches Interesse spricht neben den Fächern, die im »Studien- und Sittenzeugnis« der Universität Freiburg ausgewiesen sind, daß er ein Praktikum im Chemischen Laboratorium Fresenius in Wiesbaden absolvierte. Vgl. UB Groningen, NL. Plessner, Dokumentenmappe (8). Zur Faszination durch die Biowissenschaften im Kaiserreich vgl. Alfred Kelly, *The Descent of Darwin. The Popularization of Darwinism in Germany, 1860-1914*, Chapel Hill 1981 (speziell zu Bölsche Kap. III); Anne Harrington, *Reenchanting Science. Holism in German Culture from Wilhelm II to Hitler*, Princeton, N.J. 1996 und Andreas Daum, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848-1914*, München 2002.

auf, was für eine Art Forschung sich hinter dem Wort Philosophie verbirgt«, heißt es dazu in der Selbstdarstellung.²³

Mit dem Verständnis der Eltern im Rücken und versehen mit ihrer materiellen Unterstützung, war Helmuth Plessner nicht zu einem »Brotstudententum« verurteilt. Er konnte die Universitäten und Fächer je nach Interessenlage wechseln. So ging er im Sommer 1911 nach Heidelberg, laut Paul Honigsheim zu dieser Zeit »nicht nur die liberalste, sondern auch die internationalste« Universität des Reiches. »Wer anderwärts aus rassistischen, nationalen, politischen oder religiösen Gründen untragbar war, der war in der Neckarstadt möglich.«²⁴ Neben medizinischen Veranstaltungen hörte Plessner hier die Vorlesung über »Philosophische Psychologie« des Zoologen Hans Driesch. Dessen Kombination von Biologie und Philosophie begeisterte ihn so sehr, daß er sich im darauffolgenden Berliner Semester für Biologie einschrieb.²⁵ Nach Heidelberg zurückgekehrt, führte Plessner das Studium der Biologie mit den Schwerpunkten Zoologie und Naturphilosophie zu Ende. Im Sommer 1912 begann er bereits an einer zoologischen Dissertation zu arbeiten, die »eine Nachprüfung der bekannten Regenerationsexperimente meines Doktorvaters Kurt Herbst an dem kleinen Krebs Palämon und neue Versuche bringen sollte. [...] Diese pingelige Arbeit nahm mich am Tag gefangen.« In den Nachtstunden des Winters 1912/13 schrieb der junge Doktorand der Zoologie zudem an seinem ersten philosophischen Werk – *Die wissenschaftliche Idee. Ein Entwurf über ihre Form*²⁶ –, allerdings erst, nachdem er »im Café Heberlein, wo Stefan George gelegentlich zu sehen war, neue Kraft geschöpft hatte«.²⁷

23 Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 303. Zu Kries vgl. ebd. S. 304. Zu den Aktivitäten der Freiburger Freistudentenschaft und deren naturwissenschaftlicher Abteilung vgl. Ausschuß der Freiburger Freien Studentenschaft, »Die Einrichtungen der Freiburger Freien Studentenschaft«, in: Studentische Monatshefte vom Oberrhein 2 (1911), S. 23–26, vor allem S. 24f. sowie Albrecht Reuber, »Bildungspolitische Grundlage für Abteilungen und Seminarier (in zwei Teilen)«, in: Studentische Monatshefte vom Oberrhein 4 und 5 (1911), S. 11–14 und 14–15.

24 Paul Honigsheim, »Max Weber in Heidelberg«, in: René König/Johannes Winkelmann (Hg.), Max Weber zum Gedächtnis. Materialien und Dokumente zur Bewertung von Werk und Persönlichkeit, Köln 1963, S. 161–271, hier S. 161.

25 Vgl. das Zeugnis der Universität Heidelberg, 1.8.1911, UB Groningen, Nl. Plessner, Dokumentenmappe (8); Plessner, Vom Anfang, S. 123 sowie ders., »Selbstdarstellung«, S. 304f.

26 Helmuth Plessner, *Die wissenschaftliche Idee. Ein Entwurf über ihre Form*, Heidelberg 1913, in: GS I, S. 7–141.

27 Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 306. Vgl. auch die Angaben in dem für das Habilitationsverfahren eingereichten Lebenslauf vom April 1920, UA Köln, Zug. 197/819.

Daß Plessner neben seinen zoologischen Studien auch die Philosophie ernsthaft genug betrieb, um sich zu einer eigenen Schrift berufen zu fühlen, kam nicht von ungefähr. Er war ein Student mit hohen Idealen und hohen Zielen. In der Zeitschrift der Freiburger Freistudentenschaft, den *Studentischen Monatsheften vom Oberrhein*, hatte er zusammen mit Alfred Reuber geschrieben: »Der Student ist eine sich entwickelnde Persönlichkeit, die sich ausprägen soll in Richtung auf die verschiedenen Kulturwerte oder -Ziele [sic].« Dieser Bildungsprozeß hatte nach Ansicht der beiden Naturwissenschaftler die folgenden Ausbildungskomponenten zu beinhalten: eine wissenschaftlich-philosophische, eine ästhetisch-künstlerische, eine politisch-sozial-ethische, eine religiöse und die körperliche Ausbildung.²⁸ Wie das spätere Œuvre Plessners zeigt, nahm er diesen umfassenden Bildungsgedanken tatsächlich sehr erst. In der Heidelberger Studienzeit äußerte sich das vor allem in Form seiner philosophischen und soziologischen Interessen.

Warum Helmuth Plessner sich mit Philosophie beschäftigte, verdeutlicht ein Aufsatz, den er unter dem Titel »Vom notwendigen Verhältnis des Studenten zur Philosophie« während seines Berliner Semesters in der Zeitschrift der Freiburger Freistudentenschaft veröffentlichte. Neben dem persönlichkeitsbildenden Aspekt, »die logischen, ethischen und ästhetischen Fähigkeiten in sich aufzudecken und nach Möglichkeit rezeptiv wie produktiv auszubilden«, tritt hier die Wissenschaftstheorie: die Wissenschaft, die vom Studenten erwählt sei, könne als solche in Beziehung zur Wertwissenschaft, zur Philosophie, gesetzt werden, führte der bisherige Mediziner aus. Die empirische Wissenschaft verhalte sich dann zur Philosophie wie das Material zum Kritiker, ja mehr noch, sie könne als Material für Philosophie selbst auftreten.²⁹

Für die Ergebnisse der experimentellen zoologischen Arbeiten, die Plessner teilweise auf Helgoland durchführte, vgl. Helmuth Plessner, »Untersuchungen über die Physiologie der Seesterne. 1. Mitteilung: Der Lichtsinn«, in: *Zoologische Jahrbücher* 33 (1913), S. 361-386 und Curt Herbst, »Über die Regeneration von antennenähnlichen Organen an Stelle von Augen. VII. Die Anatomie der Gehirnnerven und des Gehirns bei Krebsen mit Antennulis an Stelle von Augen. Teilweise unter Mitarbeit von H. Plessner«, in: *Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen* 42 (1913), S. 407-489.

28 Helmuth Plessner/Albrecht Reuber, »Die studentische Zeitschrift. Noch ein Wort zu unserer Umfrage«, in: *Studentische Monatshefte vom Oberrhein* (1912), S. 19-20, hier S. 19.

29 Helmuth Plessner, »Vom notwendigen Verhältnis des Studenten zur Philosophie«, in: *Studentische Monatshefte vom Oberrhein* (1911), S. 3-7, S. 4 f.

Dementsprechend las Plessner gemeinsam mit Reuber – die beiden hatten sich angefreundet und gingen zusammen nach Berlin – neuere philosophische Literatur.³⁰ Wieder in Heidelberg, begann Plessner auch philosophische Veranstaltungen zu besuchen: bei dem Neukantianer Wilhelm Windelband und seinem Schüler Emil Lask. Doch Windelbands Seminare konnten den jungen Zoologen nicht mitreißen.³¹ Statt dessen nahm Plessner – wie ein großer Teil der philosophisch interessierten Jugend damals – die Phänomenologie Edmund Husserls begeistert auf; in einer Rezension für die *Studentischen Monatshefte* besprach er enthusiastisch den 1911 erschienenen Aufsatz »Philosophie als strenge Wissenschaft«,³² Auch die Naturphilosophie Hans Drieschs faszinierte ihn nach wie vor; Plessner konnte ihn gar als »väterlichen Freund« für sich gewinnen.³³ Das erste eigene philosophische Buch des Einundzwanzigjährigen spiegelt diese Interessen wider: hier übertrug er eine Grundidee Drieschs auf die Wissenschaft und bearbeitete sie mit phänomenologischen Methoden. Das Ergebnis war eine in jugendlichem Optimismus verfaßte »Theologie wissenschaftlichen Fortschritts«.³⁴

30 Zum Berlinsemersemester vgl. Plessner/Reuber, »Die studentische Zeitschrift«, S. 20; zur Lektüre der Werke Leonard Nelsons, Edmund Husserls und Alexius Meinongs vgl. Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 303. Die Autorenauswahl legt nahe, daß die beiden Naturwissenschaftler an den gerade aktuellen Versuchen einer Neubestimmung des Denkens unter nachidealistischen Bedingungen interessiert waren. Vgl. dazu Herbert Schnädelbach, *Philosophie in Deutschland 1831-1933*, Frankfurt a.M. 1983, S. 243 ff.

31 Zu den Veranstaltungen bei Windelband und Lask vgl. das Zeugnis der Universität Heidelberg, SS 1912 – WS 1913/14, UB Groningen, Dokumentenmappe (8) sowie Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 306.

32 Helmuth Plessner, »Bespr. von: Edmund Husserl, Philosophie als strenge Wissenschaft. Logos. Band I, 1910/11«, in: *Studentische Monatshefte vom Oberrhein* (1911), S. 21-23.

33 Hans Driesch an Edmund Husserl, 3.7.1914, in: *Husserliana. Dokumente*, Band 3: Briefwechsel, Teil 6: Philosophenbriefe, Dordrecht 1994, S. 57. Vgl. auch Plessners Geburtstagsbrief an Driesch, 27.10.1927, UB Groningen, NL. Plessner, 130, wo es heißt: »Der morgige Tag gibt mir Anlaß, an die schönen Heidelberger Zeiten vor dem Kriege zurückzudenken, in denen ich vormittags im Zoologischen Institut und nachmittags bei Ihnen studierte; an die Zeiten, in denen ich Sie nach dem Kolleg nach Hause begleiten durfte; an die ersten Diskussionen und Korrespondenzen über das »Vorwissen«, über die »Logik als Aufgabe«, über entwicklungsmechanische Probleme.« Zu Drieschs anhaltender intellektueller Bedeutung für Plessner vgl. neben den im Zeugnis aufgeführten Veranstaltungen die Rezension Helmuth Plessner, »Bespr. von: Hans Driesch, Zwei Vorträge zur Naturphilosophie, 1910«, in: *Studentische Monatshefte vom Oberrhein* (1912), S. 21-22.

34 So der Emeritus in Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 307. Denn im wissenschaftlichen Handeln vollzog sich für den jungen Plessner die Auferstehung des Fleisches

Doch nicht nur seine »wissenschaftlich-philosophische«, auch seine »politisch-sozial-ethische« Ausbildung betrieb Helmuth Plessner mit Engagement. An den »Soziologischen Diskussionsabenden« kam er mit der noch jungen Sozialwissenschaft in Kontakt. Hier versammelte sich ein offener Kreis von Dozenten und Studenten »zur Aussprache über soziologische und philosophische Probleme«. Alfred Weber, Emil Lederer, Georg Lukács sowie eine Reihe von »Georginen« waren dort zu hören und zu sehen.³⁵ Max Weber mied diese Veranstaltungen wegen inhaltlicher Differenzen zu seinem Bruder. Er lehrte auch nicht mehr, sondern »saß höchst legitim auf der anderen Seite des Stroms und zog wie ein Magnet die ernsthaft Bemühten an«, wie der Regisseur Ludwig Berger sich erinnert.³⁶ Berger mag dabei an seinen Freund Helmuth Plessner gedacht haben. Allein der sonntägliche Jour fixe erlaubte den Zugang zu Max Weber. Plessner gelang es, auf Grund seines Buches *Die wissenschaftliche Idee* und der Empfehlungen Drieschs und Honigsheims in den illustren Kreis aufgenommen zu werden, zu dem auch Ernst Troeltsch, Ernst

und des Geistes: »Gott als höchster Begriff, als in die Form des reinen Logos übergegangen, wirkt einer Aufgabe vergleichbar [...]. Die seltsame Strebung, welche wir mit »determinierender Tendenz« und »latenter Einstellung« fassen wollten, enthüllt sich jetzt als die Liebe zu Gott. Gott aber in der besonderen Form der Demut lieben, heißt Wissenschaft treiben.« (Plessner, *Die wissenschaftliche Idee*, S. 140 f.). Die entscheidende Quelle der Inspiration für Plessner war Hans Driesch, *Die Logik als Aufgabe. Eine Studie über die Beziehung zwischen Phänomenologie und Logik. Zugleich eine Einleitung in die Ordnungslehre*, Tübingen 1913. Vgl. zu Driesch und seinem Werk Horst H. Freyhofer, *The Vitalism of Hans Driesch. The Success and Decline of a Scientific Theory*, Frankfurt a.M. 1982 sowie Harrington, *Re-enchanted Science*.

- 35 Max Fischer, »Die »soziologischen Diskussionsabende«, in: *Studentische Monatshefte vom Oberrhein* (1913), S. 22-24. Das Zitat findet sich auf S. 22. Fischers Beschreibung fährt fort: »Das Referat, meist eines Studenten, eröffnet den Abend. Dann beginnt eine Diskussion, die oft in bedenklicher Freiheit sich von dem Gegenstande des Referats entfernt. [...] Kein Wunder, daß bei der Reichhaltigkeit der Themen und der Zahl der Interessierten die Diskussionen sich oft bis nach Mitternacht ausdehnen und die Gemüter auch noch nachher heftig bewegen. Noch lange nach Schluß der Sitzung sieht man meist lebhaft gestikulierende Gruppen auf der Straße auf- und abgehen oder ins Café Häberlein pilgern, um dort bei einer Tasse »Schwarzen« über die Probleme des Abends weiter zu »diskurieren.«. »Georginen« ist die Bezeichnung »boshafte[r] Zungen« für die »hyperästhetischen Jünglinge« des Stefan-George-Kreises (vgl. ebd. S. 23). Zu Plessners Teilnahme vgl. Helmuth Plessner, »In Heidelberg 1913«, in: René König/Johannes Winckelmann (Hg.), *Max Weber zum Gedächtnis*, Köln 1963, S. 30-34, in: PAP, S. 320-324, S. 320.
- 36 Ludwig Berger, *Wir sind vom gleichen Stoff aus dem die Träume sind. Summe eines Lebens*, Tübingen 1953, S. 57.

Bloch und Georg Lukács gehörten.³⁷ Und wie die Erinnerungen Honigsheims bezeugen, kam Plessner nicht nur als Zuhörer dorthin, sondern brachte seine philosophischen Interessen ein.³⁸

Zur Promotion bei Husserl und Hensel

Im Wintersemester 1914/15 verließ Helmuth Plessner jedoch Heidelberg, ohne seine zoologische Dissertation beendet zu haben, und ging nach Göttingen. Über die Gründe dieses Universitätswechsels gibt es vier unterschiedliche autobiographische Darstellungen: eine dramatisierende im Lebenslauf in der Dissertation, eine entdramatisierende im Lebenslauf für die Habilitation und zwei spätere, anekdotisch gehaltene.³⁹ Auf Grund eines Briefes von Hans Driesch an Edmund Husserl läßt sich der folgende Hergang rekonstruieren: Als Helmuth Plessner im Herbst 1913 Wilhelm Windelband sein Buch *Die wissenschaftliche Idee* überreichte, erklärte sich dieser bereit, einen Teil des Werkes als philosophische Dissertation anzunehmen, wenn Plessner noch eine Einleitung dazu verfasse. Doch hatte Windelband die Plessnersche Schrift wohl nicht gelesen, als er seine Zusage gab. Denn als Plessner ihm später das fertige Manuskript mitsamt der Einleitung übergab, äußerte er sich darüber »so bedenklich«, daß Plessner nicht mehr daran denken konnte, es in Heidelberg als Promotionsschrift einzureichen. Die Reaktion Windelbands begründete Driesch mit der phänomenologischen Ausrichtung der Arbeit, welche dem Neukantianer fernstünde: »Plessner ist in erster Linie durch Sie beeinflusst«, schrieb er an Edmund Husserl, Windelband aber liebe die Phänomenologie gar nicht und alles Neuere überhaupt wenig, »daher seine ablehnende Stellung«. So erklärt sich auch, daß es wohl Windelband selbst war, der Plessner riet, mit der Arbeit zu Husserl zu gehen. Driesch stellte im Interesse seines »jungen Freundes und Schülers« den

37 Plessner, »In Heidelberg«, S. 31. Anders als die Selbstdarstellung nahelegt, geht hieraus hervor, daß Plessner erst nach der Publikation der *Idee* in den Weberkreis aufgenommen wurde.

38 Honigsheim, »Max Weber«, S. 182.

39 Die Wirkung der Plessnerschen Anekdoten – eingängig und auch nicht falsch, aber in quellenkritischer Hinsicht mit Vorsicht zu behandeln – läßt sich an diesem Beispiel gut studieren. Vgl. Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 307, ders., »Bei Husserl in Göttingen«, in: Edmund Husserl. 1859-1959, Den Haag 1959, S. 29-39, in: GS IX, S. 344-354, S. 345, die dramatisierende Darstellung in ders., Vom Anfang, S. 123 und die entdramatisierende in UA Köln, Zug. 197/819.

Kontakt her.⁴⁰ Jedoch konnte auch Husserl nicht helfen. Die Göttinger Universitätsstatuten ließen die Promotion mit einer schon veröffentlichten Arbeit nicht zu.⁴¹

Dennoch kehrte Helmuth Plessner nicht zu seinen Krebsen und Seesternen zurück, sondern verfolgte weiterhin den Plan eines philosophischen Doktorexamens. Im Sommer 1914 reiste er nach Göttingen, um sich »in Gehrock und Zylinder, wie sich das damals auch für einen Studenten gehörte«, Edmund Husserl vorzustellen. Er hoffte, Husserl als Doktorvater für eine Arbeit über den Vergleich des Ichbegriffs in seinen *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie* mit dem Ichbegriff Fichtes zu gewinnen. Husserl war einverstanden. Die folgenden drei Semester studierte Plessner bei Husserl und hörte die Vorlesungen des experimentellen Psychologen Georg Elias Müller. Im übrigen arbeitete er an einer neuen Promotionsschrift.⁴² Als Husserl 1916 nach Freiburg berufen wurde, ging Plessner jedoch nicht mit. Denn so begeistert er auch von dem »frühen Husserl« gewesen war, so enttäuscht war er – wie viele andere frühe Schüler und Schülerinnen Husserls – von dessen Wende zum transzendentalen Idealismus. Auch konnte er Husserls Veranstaltungen und seiner Betreuung weniger abgewinnen als erhofft.⁴³ Vor allem war Plessner jedoch durch sein philosophisches Suchen auf Wege geführt, die sich von Husserls Denken immer weiter entfernten: sein Interesse an der Kantischen Philosophie war erwacht. Darüber kam es zu einer »persönlichen Entfremdung« zwischen dem Phänomenologen und seinem zunehmend abtrünnigen Schüler.⁴⁴

40 Hans Driesch an Edmund Husserl, 3.7.1914 in: Husserliana 3/6, hier S. 58 und 57.

41 Edmund Husserl an Hans Driesch, 9.7.1914 in: ebd., S. 59.

42 Plessner, »Bei Husserl«, S. 344. Vgl. auch den Lebenslauf in UA Köln, Zug. 197/819 sowie Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 308.

43 Vgl. die Darstellungen in Plessner, »Bei Husserl« und ders., »Selbstdarstellung«, S. 308 ff.

44 Plessner an Martin Heidegger, 4.12.1924, wo er weiter ausführt: »Als ich dann in den ersten Kriegsjahren bei Husserl in Göttingen studierte [...] kam ich in eine immer skeptischere Stellung zur Phänomenologie als Ziel oder selbst nur der Grundwissenschaft der Philosophie. Leider ist es damals auch über diese Differenz zu einer persönlichen Entfremdung zwischen Husserl und mir gekommen, die mich immer sehr geschmerzt hat. Denn an meiner größten Verehrung für diesen Mann hat mich die Veränderung meiner sachlichen Position nie auch nur einen Moment irre machen können. In Göttingen kam ich überhaupt erst zur Entdeckung der kantischen Problemstellung und arbeitete mich ganz in die Marburger Schule ein.« (Zitiert nach Hans-Ulrich Lessing, Hermeneutik der Sinne. Eine Untersuchung zu Helmuth Plessners Projekt einer »Ästhesiologie des Geistes« nebst

Folglich war Helmuth Plessner im Frühjahr 1916 abermals gezwungen, sich einen neuen Doktorvater zu suchen. Ein solcher mußte dem Kantianismus nahestehen und darüber hinaus bereit sein, Plessner auch in dieser ungewöhnlichen Situation zu promovieren. Windelband war 1915 gestorben. Die erhoffte Lösung fand sich in dem Erlanger Professor Paul Hensel. Plessner verfaßte im Laufe des Sommers 1916 seine Dissertationsschrift *Vom Anfang als Prinzip der Bildung transzendentaler Wahrheit* und bestand am 19. Dezember *magna cum laude* das Rigorosum.⁴⁵ Das Dokorexamen war keinen Moment zu früh abgelegt. Denn am 5. Dezember hatte der Reichstag das Hilfsdienstgesetz verabschiedet, und Anfang 1917 wurde Plessner zum zivilen Hilfsdienst eingezogen.

Ziviler Hilfsdienst im Weltkrieg

Der »Große Krieg« hatte wenige Wochen nach Plessners Antrittsbesuch bei Husserl begonnen. Wie so viele Studenten hatte sich Helmuth Plessner umgehend als Freiwilliger gemeldet. Vermutlich glaubte auch er, was Victor Klemperer am 3. August 1914 in sein Tagebuch notierte: »Wir sind in äußerster Notwehr und in allerreinstem Recht.«⁴⁶ Am 18. August 1914 erhielt er jedoch von seinem Aushebungsbezirk die Bescheinigung, »dass er bei dem Aushebungsgeschäft in Heidelberg im Jahre 1912 die Entscheidung »dauernd untauglich« erhalten« habe und folglich auch jetzt nicht eingezogen werden könne. Der Grund für die Ausmusterung war eine »Epiphysentrennung der rechten Schulter« bei der Geburt, »infolgedessen eine Verkürzung des rechten Arms« eingetreten war, wie Plessners Vater als Arzt erläutert hatte: »Die Beweglichkeit des rechten Arms ist

einem Plessner-Ineditum, Freiburg 1998, S. 50 f.). Im Lebenslauf zur Habilitation heißt es, er habe sich von Husserl getrennt, um seine Arbeit »selbständig und unabhängig von den Anforderungen einer Schule zu vollenden« (UA Köln, Zug. 197/819).

45 Vgl. die Urkunde, in: UB Groningen, NL. Plessner, Dokumentenmappe (4). Die Schrift erschien als Helmuth Plessner, *Krisis der transzendentalen Wahrheit im Anfang*, Heidelberg 1918, in: GS I, S. 143–310. Hans Driesch schreibt im Habilitationsgutachten zu Plessners Promotion: »Er hat in Erlangen promoviert und zwar, wie ich von Prof. Hensel persönlich weiss, so gut, daß er ein »summa« bekommen hätte, hätte es nicht in einem Nebenfach ein wenig gehapert.« (UA Köln, Zug. 197/819).

46 Victor Klemperer, *Curriculum Vitae. Erinnerungen 1881–1918*, Band 2, Berlin 1996, S. 179. Ob Plessner wie Victor Klemperer schon zu Beginn des Krieges auch von Skrupeln erfaßt wurde, bleibt ungewiß.

nach allen Richtungen wesentlich behindert.«⁴⁷ Mit einem unbeweglichen rechten Arm kann man nicht militärisch grüßen. »Wenn Sie nicht grüßen können, können Sie auch nicht Soldat werden«, hatte man Plessner wohl gesagt – eine Devise, die ihn ebenso enttäuscht wie empört haben soll. Anstatt seiner meldete sich nun der Vater freiwillig – »sozusagen, um die Ehre des Hauses zu retten«, wie Monika Plessner erzählt.⁴⁸ Als Chefarzt eines Seuchenlazaretts zunächst in Rußland und später in Frankreich eingesetzt, wurde Fedor Plessner mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse sowie anderen militärischen Orden ausgezeichnet und 1918 als Generaloberarzt entlassen.⁴⁹

Als Helmuth Plessner 1917 zum zivilen Hilfsdienst eingezogen wurde, sollte er in der Erlanger Milchversorgung arbeiten. Durch seine Beziehungen zur Familie des Erlanger Oberbürgermeisters konnte er diese Arbeit jedoch umgehen. Statt dessen durfte er als Volontärassistent am Germanischen Museum in Nürnberg die Sammlung von Renaissance-Münzen sortieren und zum Reformationsjubiläum die Gäste durch die Ausstellung des Hauses führen. Diese Tätigkeiten gaben ihm die Gelegenheit, seine »ästhetisch-künstlerische« Ausbildung zu vertiefen und sogar einen Artikel auf diesem Gebiet zu veröffentlichen.⁵⁰

Diese Tätigkeiten werden Plessner zunächst ganz recht gekommen sein. Denn spätestens seit seinem Wechsel zu Husserl strebte er eine akademische Karriere an.⁵¹ Eigenständigkeit im Denken, Orientierung an der Sache und Zielstrebigkeit hatte er in seinem Studium zur Genüge unter Beweis gestellt – wenn es nach dem Geschmack seiner philosophischen Mentoren ging, gar zu viel von alledem. Und so hatte Plessner mit

47 Ausmusterungsschein Heidelberg, 18.8.1914 (UB Groningen, Nl. Plessner, Dokumentenmappe, 3) und Erklärung Fedor Plessners, 1.7.1912 (ebd., Dokumentenmappe, 4).

48 M. Plessner, in: Interview, 2.8.2001, Abschnitt 10. Sie überliefert auch die oben zitierte Devise und Plessners Reaktion: dies., *Die Argonauten*, S. 38.

49 Vgl. Determann, »Ärztlicher Verein« und Plessners Fragebogen zur Durchführung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums (UA Köln, Zug. 17/4371, Bl. 29).

50 Helmuth Plessner, »Zur Geschichtsphilosophie der bildenden Kunst seit Renaissance und Reformation«, in: Germanisches Museum (Hg.), *Festschrift für Gustav von Bezold zu seinem 70. Geburtstage* (17. Juli 1918), Nürnberg 1918, S. 157–185, in: GS VII, S. 7–49.

51 Vgl. Edith Stein über das Wintersemester 1914: »In Husserls Seminar war es ziemlich leer in diesem Winter. [...] Zwei neue Leute waren aufgetaucht, dabei einer, der Philosophie als Fach hatte und zielbewußt auf die akademische Laufbahn lossteuerte: Helmut *Pleßner*.« Edith Stein, *Aus dem Leben einer jüdischen Familie. Das Leben Edith Steins: Kindheit und Jugend*, Louvain 1965, S. 224.

Paul Hensel nun einen Außenseiter des Faches zum Doktorvater. Als Abkömmling der Familie Mendelssohn »den Adel und Witz der Berliner jüdischen Aristokratie« verkörpernd, galt Hensel in der Zunft als *Enfant terrible* des süddeutschen Neukantianismus. Die berufstypische Risikopassage des angehenden Hochschullehrers hatte für Plessner folglich im akademischen Niemandsland begonnen.⁵² Auch blieben Reaktionen auf Plessners Doktorarbeit nach ihrem Erscheinen 1918 fast gänzlich aus. Eine sehr plausible Begründung dafür lieferte Edmund Husserl, wenn er seinem ehemaligen Doktoranden nach der Lektüre schrieb: »Sie haben auf das Publikum vergessen.«⁵³

Revolution

Helmuth Plessner, der sich bisher quasi im Windschatten der weltgeschichtlichen Ereignisse halten müssen und können, geriet nun – wenn auch nur für kurze Zeit und in moderater Form – in ihren Sog. Bis zu diesem Zeitpunkt war Plessner wohl nur am Rande mit Politik im engeren Sinne in Berührung gekommen. Im elterlichen Sanatorium verbat sich politische Themen »im Kreise einander fremder Kurgäste [...] von selbst als Gesprächsthema. Auch hatte das überwiegend großbürgerlichen Kreisen entstammende Publikum kaum daran Interesse.«⁵⁴ Doch wird die liberale und kosmopolitische Einstellung der Eltern den Sohn geprägt haben. Während des Studiums haben die Freundschaft mit Hans Driesch und der Kontakt zu Max Weber ihn in dieser Haltung vermutlich ebenso bestärkt wie seine Mitarbeit in der Freistudentenschaft.⁵⁵ Diese

52 Walter M. Sprondel, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Helmuth Plessner. Vortrag zum Internationalen Kongreß: Helmuth Plessner – Exzentrische Positionalität, Freiburg 2000, S. 11. Ich danke Herrn Prof. Dr. Sprondel, daß er mir Einsicht in das Manuskript gewährt hat. Zu Paul Hensel vgl. Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 311 und Honigsheim, »Max Weber«, S. 190.

53 Plessner an Rudolf Smend, 14.9.1972, Privatbesitz R. Smend und Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 312. Dort berichtet Plessner weiter, daß die *Krisis* einzig von Franz Kröner, Die Anarchie der philosophischen Systeme, Leipzig 1929 rezipiert worden sei. Er zitiert Kröner, der mit der *Krisis* die vielleicht »umsichtigste Interpretation der Transzendentalphilosophie« gegeben sehe (ebd. S. 251 f.). Die angegebene Textstelle bezieht sich allerdings auf die *Einheit der Sinne* (vgl. ebd. S. 344, Anm. 491). Die Dissertation Plessners wird an zwei anderen Stellen zustimmend zitiert (vgl. ebd. S. 151 und 232). Vgl. jedoch auch den Verweis in Josef König, Der Begriff der Intuition, Halle a.d. Saale 1926, S. 106, Anm. 1.

54 Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 302.

Mitarbeit reichte weit über die »Abteilung für gemeinverständliche naturwissenschaftliche Diskussion« hinaus: zum Beispiel nahm Plessner im Herbst 1917 – vermittelt durch Werner Mahrholz, einen führenden Freistudenten – an den Lauensteiner Kulturtagen teil, die Eugen Diederichs angestoßen hatte, um die Neuordnung Deutschlands nach dem Krieg zu diskutieren.⁵⁶ Sein Engagement hatte jedoch nie den intellektuellen oder hochschulpolitischen Rahmen verlassen. Das tat es eigentlich auch 1918 nicht. Und dennoch wurde Plessner in diesem Jahr »der Philosoph mit der Räte-Vergangenheit«.⁵⁷

Am Morgen des 9. November erfuhr mit der übrigen Erlanger Bevölkerung auch Helmuth Plessner, daß die wittelsbachische Monarchie gestürzt war und sich die Stadt der bayrischen Republik angeschlossen hatte. Am Nachmittag desselben Tages erschien er – seit Mai 1918 Geschäftsführer des Universitätsbundes Erlangen – bei Rektor Prof. Dr. Busch. Ein Ziel der Freistudentenschaft war seit längerem die Etablierung demokratischer Studentenvertretungen an den Hochschulen (schon damals AStA genannt). Deshalb forderte Plessner, an dem bevorstehenden »Studentenausschuß« teilnehmen zu dürfen – wie in Anbetracht der Zeiten der traditionelle Konvent der Korporierten jetzt genannt wurde. Prof. Busch verwehrt ihm dies jedoch und lehnte auch Plessners Vorschlag ab, eine allgemeine Studentenversammlung einzuberufen.⁵⁸

Daraufhin berief Plessner unter Beteiligung einiger Korps und mit Genehmigung des Arbeiter- und Soldatenrates selbständig eine solche Versammlung ein.⁵⁹ Die etwa vierzig anwesenden Studenten beschlossen, daß Einfluß auf die Verwaltung der Universitäten, auf die akademische Gerichtsbarkeit und die Studienreform gewonnen werden sollte. Dar-

55 Die Freie Studentenschaft war eine studentische Reformbewegung, die in politischer Hinsicht »einen modernen, demokratischen Geist« atmete und überwiegend liberale Anschauungen vertrat, so Konrad H. Jarausch, *Deutsche Studenten 1800-1970*, Frankfurt a. M. 1984, S. 98 f. Ob Plessner als Schüler dem Wandervogel angehörte, einer wichtigen Sozialisationsinstanz für seine Generation, bleibt ungewiß.

56 Auf einem Foto der Veranstaltung ist Plessner neben Max und Marianne Weber im Burghof als Zuhörer eines Vortrages zu sehen. Vgl. Sprondel, *Denkwürdigkeiten*, S. 9. Er mischte sich auch in hochschulpolitische Fragen ein, vgl. etwa Helmuth Plessner, »Reichshilfe der Städte für die Universität Dorpat«, in: *Der Tag*, 14.9.1918 und dazu ders., »Selbstdarstellung«, S. 315 f.

57 Frank Golczewski, *Kölner Universitätslehrer und der Nationalsozialismus. Personengeschichtliche Ansätze*, Köln 1988, S. 71.

58 Manfred Franze, *Die Erlanger Studentenschaft 1918-1945*, Würzburg 1972, S. 10.

59 Am 10. November fand sie in dem Hause des Korps Rhenania statt. Vgl. Wilhelm Ulfert, »Die deutschen Hochschulen in den Tagen der Revolution«, in: *Wingolfsblätter* 48 (1919), S. 181-183, S. 182; Foerst, »Die Einheitsbewegung in der deutschen

über hinaus entschieden sie, sofort einen »Studentenrat« zu konstituieren und sich als solcher dem Arbeiter- und Soldatenrat anzuschließen, um »der akademischen Jugend einen maßgeblichen Einfluß bei der Umwälzung zu sichern«. Der Entschluß, einen Studentenrat zu konstituieren, war »unter dem Einfluß eines Herrn Dr. Pleßner« entstanden. Dieser hatte auch bereits mit dem Arbeiter- und Soldatenrat abgesprochen, daß mit Hilfe der Erlanger Druckereien die Bildung des Studentenrates schnell in die Öffentlichkeit getragen und so die Durchschlagskraft der Aktion erhöht werden solle.⁶⁰

Doch schon am Tag darauf wurde die Konstituierung des Rates durch den Rektor verhindert und Plessner, der politisch den Mehrheitssozialisten nahestand, diffamiert. Wie er später schrieb, verdächtigte der Rektor ihn »als einen Cohn Bendit avant la lettre«. Mit der Zweckklüge der stark links gerichteten Persönlichkeit Plessners habe er versucht, die Studentenschaft bei der Stange zu halten.⁶¹ Als Geschäftsführer des Universitätsbundes Erlangen war er damit nicht länger zu halten: »Ich mußte mich nach etwas anderem umsehen und nahm das Angebot einer Stelle im ›Reichsbund geistiger Arbeiter‹ an.«⁶² Gemeint ist vermutlich der »Rat der geistigen Arbeiter«, der sich bald nach der Revolution in München gebildet hatte.⁶³ Wie schon der Erlanger Studentenrat war jedoch auch dieser Rat alles andere als ein radikaler Teil der Rätebewegung.⁶⁴

Studentenschaft«, in: Onolden-Zeitung 3 (1921), S. 41-49 sowie Valentin Söllner, »In der Nacht vom 10. auf 11. November 1918«, in: Uttenreuther Blätter 9 (1929), S. 58-61.

60 Foerst, »Die Einheitsbewegung«, S. 44. Vgl. dazu auch Franze, Die Erlanger Studentenschaft, S. 9 f.

61 Zitiert nach Franze, Die Erlanger Studentenschaft, S. 11 f., Anm. 49.

62 Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 314.

63 Bereits Kersten Schüssler hat argumentiert, daß es sich bei dem von Plessner als »Reichsbund« bezeichneten Zusammenschluß, der unter der Leitung Moritz Julius Bonns und des Architekten Friedrich von Thiersch gestanden haben soll, um den »Rat geistiger Arbeiter« handeln muß. Vgl. Schüssler, Helmuth Plessner, S. 207, Anm. 105 sowie auch Sprondel, Denkwürdigkeiten, S. 12. Plessner hat sich nicht erst in seiner 1975 verfaßten Selbstdarstellung, sondern schon in früheren Lebensläufen als »Geschäftsführer des Reichsbundes Geistiger Arbeiter in München« bezeichnet, vgl. Lebenslauf, 11.8.1952, UB Groningen, NL. Plessner, 139. So ist zu vermuten, daß es sich nicht um eine altersbedingte Verwechslung handelte, sondern um eine bewußte Vermeidung des Begriffes »Rat«. Im Lebenslauf für die Habilitation bleiben diese Aktivitäten unerwähnt. Vgl. UA Köln Zug, 197/819.

64 Die Namen der Mitglieder des Rates, die sich in der Literatur finden – etwa Heinrich Mann, Rainer Maria Rilke, Gustav Landauer, Ricarda Huch, Bruno Walter und Oskar von Miller –, läßt eher auf eine Versammlung der linken bis liberalen Intellektuellen Münchens schließen. Vgl. Wolfgang Zorn, Bayerns Geschichte im

Zumindest in seiner Münchener Zeit gehörte Plessner zudem der Freideutschen Jugend an.⁶⁵

Zwei Jahre nach diesen Ereignissen verfaßte Plessner einen Artikel, aus dem hervorgeht, wie er über das politische Geschehen um ihn herum dachte: Er sah die Revolution als gescheitert an. Da die Demokratisierung noch unter dem alten Regime durchgeführt worden war, habe ihr Ziel im Abschluß eines Rechtsfriedens bestanden. Dieser Frieden sei jedoch nicht zustande gekommen, weil die radikale Linke politische und diplomatische Mittel ganz generell abgelehnt und »unter Preisgabe aller eigenen Macht« auf den »Edelmut« und die Vernunft der Feinde vertraut habe.⁶⁶ Ein solcher Verzicht war für Plessner politische Dummheit. Deshalb versuchte er den Bedarf an politisch-strategischem Handeln gerade für die Sozialdemokratie zu begründen:

Den Augenblick ergreifen im Dienste einer unvermeidlichen, die Menschheit langsam umgestaltenden Entwicklung, ist die allgemeine Forderung des Mehrheitssozialismus gewesen und wird es bleiben. [...] Die Aufgabe der Politik kann nur sein, die Reife des erreichten Zustandes zu erkennen und darnach zu handeln, das Überlebte wirklich zu beseitigen. Allgemein gefaßt: nicht Staatskunst oder Menschlichkeit, noch weniger die nationalistische Parole: Staatskunst ohne Menschlichkeit, sondern Staatskunst aus Menschlichkeit, um der Menschheit willen.⁶⁷

Die Sympathien Plessners für die Position der Mehrheitssozialisten gehen aus dieser Schrift deutlich hervor. Einer Partei gehörte er allerdings zeit seines Lebens wohl nicht an. Die Überzeugung von der Notwendigkeit machtbewußten politischen Handelns sollte kennzeichnend für Plessners Politik- und Gesellschaftsverständnis bleiben. Seine politischen Schriften aus der Weimarer Zeit sind davon geprägt.

20. Jahrhundert. Von der Monarchie zum Bundesland, München 1986, S. 149 und Kurt Töpner, Gelehrte Politiker und politisierende Gelehrte. Die Revolution von 1918 im Urteil deutscher Hochschullehrer, Göttingen 1970, S. 51. Der Eindruck einer moderaten politischen Stellung des Rates wird durch die Erinnerungen der beiden Vorsitzenden des Rates verstärkt. Vgl. Lujo Brentano, Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands, Jena 1931, S. 353 ff. sowie Moritz Julius Bonn, So macht man Geschichte. Bilanz eines Lebens, München 1953, S. 215 f.

65 Vgl. Monika Plessner, in: Interview mit Carola Dietze, 11.3.2000, Abschnitt 17.

66 Helmuth Plessner, »Staatskunst und Menschlichkeit«, in: Volkswacht für Schlesien, 9.11.1920, S. 47-50, in: PAP, S. 47-50, hier S. 48.

67 Ebd., S. 49 f.

2.2 Weimar: verhinderte Durchbrüche

Über zwei Jahre waren seit der Promotion vergangen, als sich Helmuth Plessner Mitte 1919 eine Möglichkeit bot, das durch Krieg und Revolution in die Ferne gerückte Vorhaben einer Universitätskarriere wiederaufzunehmen. Auf einem Ausflug von München nach Seeshaupt am Starnberger See lernte er Max Scheler kennen. Mit den Schriften dieses frühen Husserl-Schülers hatte Plessner sich schon in seiner Heidelberger Studienzeit intensiv auseinandergesetzt. Nun erfuhr er durch ihn von der Berufung seines Lehrers und Freundes Hans Driesch an die jüngst wieder gegründete Universität Köln. Und als Scheler hörte, daß Plessner ein Schüler Drieschs sei, später aber auch bei Husserl in Göttingen studiert habe und sich in Philosophie habilitieren wolle, soll der charismatische Phänomenologe Plessner auf der Stelle eingeladen haben: »Kommen Sie nach Köln, das neue Alexandrien.«¹ Plessner schrieb an Driesch, bewarb sich um eine Habilitation und wurde angenommen. Daraufhin zog er sich nach Wiesbaden zurück, wo er in den folgenden Monaten die *Untersuchungen zu einer Kritik der philosophischen Urteilskraft* verfaßte. Mit der Arbeit konnte er sich im Juni 1920 in Köln habilitieren.² Im Wintersemester 1920/21 war Plessner dann erstmals als Privatdozent mit Lehrveranstaltungen im Vorlesungsverzeichnis vertreten.³

Der Wiedereinstieg in die universitäre Welt war damit geschafft. Doch die eigentlich schwierige Phase des akademischen »Hasards« begann erst jetzt. Denn nun galt es, *das* Buch vorzulegen, das für die akademische Karriere ausschlaggebend sein würde und dem gegenüber die Dissertations- und Habilitationsschriften nur wenig zählten.⁴ Mit großer Energie

1 Helmuth Plessner, »Erinnerungen an Max Scheler«, in: Paul Good (Hg.), Max Scheler im Gegenwartsgeschehen der Philosophie, Bern 1975, S. 19-27, in: PAP, S. 337-346. Vgl. außerdem ders., »Selbstdarstellung«, S. 314.

2 Helmuth Plessner, Untersuchungen zu einer Kritik der philosophischen Urteilskraft, Habilitationsschrift 1920. Die Arbeit erschien nicht als eigenes Buch; den dritten Teil veröffentlichte Plessner – »unklugerweise«, wie es in der Selbstdarstellung heißt – als Anhang der *Einheit der Sinne*. Der Probevortrag behandelte das Thema »Erkennen und Verstehen«, die Antrittsvorlesung trug den Titel »Über den Ursprung der Sprache«. Vgl. dazu Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 316; UA Köln Zug. 197/819 und Politie Groningen, Rapport No. RG I, b2, in: NA, 2.09.22, inv.nr.12730.

3 Die Vorlesung sollte die »Philosophie der Technik (mit Einschluß der Erkenntnistheorie der Naturwissenschaften)«, das Kolloquium die Theorie der menschlichen Ausdrucksbewegungen behandeln. Vgl. Universität Köln, Vorlesungsverzeichnis Winter-Semester 1920/21, Köln 1920, S. 48 und 50.

4 Vom akademischen Hasard spricht Max Weber in »Wissenschaft als Beruf«, in: ders., Studienausgabe I/17, Tübingen 1994, S. 1-23, etwa auf S. 3. Zur Bedeutung des

und Schaffenskraft, zu denen der geglückte akademische Neuanfang das Seine beigetragen haben mag, bewältigte Plessner die Aufgabe erstaunlich schnell. Schon 1923 konnte er das Werk *Die Einheit der Sinne. Grundlinien einer Ästhesiologie des Geistes* vorlegen – im Urteil Ludwig Binswangers und Josef Königs das beste Werk Plessners überhaupt.⁵ Intellektuell lag zwischen der Begeisterung des fortgeschrittenen Studenten für die Phänomenologie bis zu dem Opus des dreißigjährigen Privatdozenten ein langer Weg. Von entscheidender Bedeutung war dabei die Dissertation gewesen.

Philosophische Grundlagen

In der *Krisis der transzendentalen Wahrheit im Anfang* hatte Plessner die Phänomenologie Husserls mit der kritischen Philosophie Kants konfrontiert, ursprünglich geleitet von dem »Bestreben, den Standpunkt der Phänomenologie, welchen ich (bis in seine metaphysische Konsequenz) öffentlich (1913) vertreten hatte, als den einzig kritischen zu rechtfertigen«, wie es im Vorwort heißt. Doch hatte ihn die Sache zu einem anderen Resultat geführt: die Phänomenologie wurde an der kritischen Philosophie Kants und seiner Methode gemessen.⁶ Entscheidend war für Plessner allerdings nicht die Erkenntniskritik, sondern der Systemcharakter der drei kritischen Werke Kants, dieses »kunstvollsten aller philosophischen Systeme«. Dem Gesamtaufbau der *Kritiken* entnahm Plessner, daß jede kritische Philosophie schon im Anfang und in der Methodenwahl das Ganze ihrer Architektur im Auge behalten müsse. Denn nur das System als Ganzes sei in der Lage, im nachhinein den Beginn zu rechtfertigen. Ein solcher Systemcharakter, so das Ergebnis der

Buches vgl. Ulrich Sieg, »Der Preis des Bildungsstrebens. Jüdische Geisteswissenschaftler im Kaiserreich«, in: Andreas Gotzmann/Rainer Liedtke/Till van Rahden (Hg.), *Juden, Bürger, Deutsche*, Tübingen 2001, S. 67–95, etwa S. 81.

5 Helmut Plessner, *Die Einheit der Sinne. Grundlinien einer Ästhesiologie des Geistes*, Bonn 1923, in: GS III, S. 7–315. Ästhesiologie ist die Lehre von der Aisthesis, also der Wahrnehmung. Binswanger an Plessner, in: UB Groningen, NL. Plessner, 141/59.

6 Plessner, *Krisis*, S. 146. Vgl. zu diesem Werk insbesondere Stephan Pietrowicz, *Helmut Plessner. Genese und System seines philosophisch-anthropologischen Denkens*, Freiburg 1992, Kap. II B. Zu den persönlichen Differenzen mit Husserl, die daraus erwuchsen, vgl. Kap. 2.1, Anm. 44. Vgl. zum folgenden Zitat Plessner, *Die Einheit*, S. 18.

Promotionsschrift, fehle der Phänomenologie. Sie verfare dogmatisch.⁷ Dennoch lehnte Plessner die Husserlsche Philosophie nicht in Bausch und Bogen ab. Sie stellte zwar in seinen Augen nicht mehr die Grundlage aller Philosophie dar, als Instrument aber – als Methode, mit der man die »natürliche Weltansicht« wieder zum philosophischen Problem machen konnte – war sie ihm nach wie vor willkommen.⁸

Über die Auseinandersetzung mit Kant war Plessner zu einem konstruktivistischen Philosophieverständnis gelangt. Die philosophische Vernunft müsse sich, um sich legitimieren zu können, selbst ihr Gesetz geben; sie müsse sich im Anfang in einem konstruktiven Akt aus Freiheit selbst binden und so zwischen Dogma und Skepsis verfahren.⁹ Dieses Philosophieverständnis implizierte zugleich eine Neubestimmung des Verhältnisses von Philosophie und Fachwissenschaften: demnach sollte die Philosophie Ordnungen konstruieren, die ein systematisches Verständnis des von den Fachwissenschaften hervorgebrachten Wissens ermöglichen; sie sollte also den Wissensstoff der Spezialwissenschaften vereinheitlichen und deuten.¹⁰ Dabei, so Plessner, müsse das philosophische Denken zwar einzelwissenschaftliche Tatsachen aufnehmen und integrieren, dürfe aber nicht in Abhängigkeit von ihnen geraten. Wiederum

7 Um einen Systemcharakter zu erlangen, müsse – so Plessner – die Philosophie »dem Grundbegriff den Charakter der Vorläufigkeit geben und ihn im Gegensatz zu einer abgeschlossenen Definition halten«. Des weiteren habe sie die »Aufgabe bestimmt zu stellen und ebenso die Maßstäbe festzulegen, mit Hilfe deren die Richtigkeit der Lösung zu beurteilen ist.« Fehle ein Systemcharakter in diesem Sinne, sei ein jeder Beginn willkürlich, also dogmatisch. »Eine Philosophie, welche der Schwierigkeit des Anfangens dadurch Rechnung trägt, daß sie ihren eigenen Sinn als Inbegriff zukünftiger Leistungen hypothetisch voraussetzt, ist kritisch; jede Philosophie, welche anders verfährt, ist dogmatisch.« (Plessner, *Krisis*, S. 246). Zur dogmatischen Philosophie gehöre dabei auch und »gerade dasjenige Gebaren, welches glaubt über die Problematik des Anfangs sich einfach hinwegsetzen zu können – dieses sogenannte Aufsuchen der Probleme«, so Plessner in Richtung der Phänomenologie (*Krisis*, S. 249).

8 Plessner, *Die Einheit*, S. 14. Es ging Plessner in seiner Kritik also vor allem um eine Einhegung der mit der Phänomenologie verbundenen Ansprüche auf ein zulässiges Maß.

9 Vgl. dazu Kämpf, Helmuth Plessner, S. 17 f. und 21. Plessner gebrauchte für den oben geschilderten Akt der Setzung die Formel »Freiheit zur reinen Vernunft«. In seiner Autobiographie schreibt er, ihm sei erst später bewußt geworden, daß damit das getroffen war, was in der *Kritik der Urteilskraft* als »Heautonomie« bezeichnet wird (Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 312).

10 Vgl. Plessner, *Krisis*, S. 258 ff. Auch in diesem Punkt grenzte sich Plessner gegen die Phänomenologie ab, denn Husserl hatte versucht, die Philosophie in Form der Phänomenologie als exakte Wissenschaft zu etablieren – ein Projekt, das Plessner als Student der Medizin und Zoologie zunächst begeistert hatte.

sollte sich die Philosophie allein über ihre Architektur legitimieren können. Denn die Frage nach der Übereinstimmung mit der empirischen Wirklichkeit falle schon wieder in den Zuständigkeitsbereich der Fachwissenschaften.¹¹

Die große Bedeutung methodischer Fragen für den jungen Plessner wird an dieser gründlichen Auseinandersetzung mit Kant und Husserl deutlich. Zudem hatte er mit den in der Dissertation angestellten Überlegungen Maßstäbe entwickelt, die er in Zukunft an jede Philosophie anlegte. Vor allem aber wurden die hier formulierten Anforderungen ihm selbst zum Programm. Zwar behandelte Plessner in seiner Habilitationsschrift noch einmal die Architektur der drei *Kritiken* Kants eingehender, indem er ihren Systemcharakter rekonstruierte.¹² Doch mit der *Einheit der Sinne* erfolgte dann ein erster Versuch, die von ihm formulierten Anforderungen auch umzusetzen.¹³

Die Einheit der Sinne

In seinem ersten großen Buch stellte Plessner die Frage nach dem Sinn der Sinne, also die Frage danach, ob es »einen Sinn in der Mannigfaltigkeit der modi von Sehen und Hören, Tasten und Riechen« gibt¹⁴, der über die biologischen Orientierungsnotwendigkeiten des Menschen hinausgeht: welche geistigen Möglichkeiten werden dem Menschen als Person durch seine Sinnesausstattung eröffnet? Daß Plessner die Sinne zum Thema machte, kam nicht von ungefähr, waren sie doch eine Schnittstel-

11 Auf diese Weise, so Plessner, »wird die Verantwortung hinsichtlich materialer Richtigkeit und des konkreten Inhalts der Erkenntnis den Wissenschaften zugeschoben, der Begriff der Philosophie vor den Gefahren der Unmittelbarkeit geschützt, [...] und ihm die innerliche Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit beigebracht, allen Revolutionen der Wissenschaft selbst gewachsen zu sein. [...] Hieraus ist ihr der einzigartige Vorteil erwachsen, im ständigen Kontakt mit der Forschung zu stehen, ohne jemals selbst in diese eingreifen zu können, und doch dazu berufen zu sein, die Ergebnisse zu rechtfertigen und zu interpretieren.« (Krisis, S. 250 f.)

12 Vgl. zu der Habilitationsschrift die entsprechenden Abschnitte in Pietrowicz, Helmut Plessner. Driesch charakterisierte die Arbeit in seinem Gutachten als »sehr gründliche und scharfsinnige, teilweise recht schwierige Untersuchung über die letzten Grundlagen oder, wenn man so will, die Möglichkeiten der Philosophie überhaupt, als eines Wissensgebildes sui generis (zum Unterschiede von den ›Wissenschaften‹). Sie zeigt überall grosse Schulung und grosse Selbständigkeit und Selbstkritik.« (UA Köln, Zug. 197/819).

13 Vgl. zu diesem Werk insbesondere Lessing, Hermeneutik.

14 Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 319.

le von Körper und Geist und ließ sich anhand ihrer das Verhältnis von Natur und Kultur im Menschen untersuchen. Kant hatte die menschlichen Sinne lediglich unter dem allgemeinen Begriff der »Anschauung« subsumiert und sie dem Verstand gegenübergestellt. Das, so Plessner, konnte weder der Differenziertheit der Sinnesausstattung noch den mit ihr verbundenen je eigenen Erkenntnisprozessen gerecht werden. Ihm ging es deshalb darum, die einzelnen Erkenntnisweisen zu unterscheiden und anhand der Wahrnehmungsprozesse gerade die gegenseitige Verschränkung von Leib und Geist aufzuzeigen. Das Ziel sollte eine »Kritik der Sinne« sein, die der *Kritik der reinen Vernunft* an die Seite zu stellen war. Die *Einheit der Sinne* sah er als einen ersten Schritt in dieses Neuland an.¹⁵

Das von Plessner verfolgte Projekt war gleichermaßen originell wie ambitioniert. Es gab ihm die Möglichkeit, die Produktivität seines Philosophieverständnisses unter Beweis zu stellen, da er die Ergebnisse verschiedener Wissenschaften für eine rein philosophische Fragestellung fruchtbar machen konnte. Darüber hinaus bot ihm das Thema die Chance zu einer Synthese der eigenen wissenschaftlichen Entwicklung: seine philosophische wie auch seine biologische Schulung kamen hier zum Tragen, und die Methoden der Phänomenologie ließen sich sinnvoll mit einer transzendental angelegten Architektur kombinieren. Nur Max Scheler hatte bislang mit seiner phänomenologisch basierten Kritik der Ethik Kants hinsichtlich der Emotionen etwas Ähnliches versucht.¹⁶ Doch Plessner ging noch weiter: mit der Frage nach dem Sinn der Sinne, einer hermeneutischen Frage, hatte er auch die Lebensphilosophie Wilhelm Diltheys im Ansatz seines Werkes verankert. So war sein Projekt auch eine Fortführung der Diltheyschen Kritik der historischen Vernunft, indem es die allgemeine Hermeneutik auf die sinnliche Basis von Sinn geschehen zurückzuführen suchte. Plessner wollte in der *Einheit der Sinne* die Möglichkeiten der drei vorherrschenden Denkrichtungen seiner Zeit – Neukantianismus, Phänomenologie und Lebensphilosophie – nutzen und in einem Ansatz verschmelzen.¹⁷

15 Plessner, *Die Einheit*, S. 31 f.

16 Vgl. Max Scheler, »Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik (mit besonderer Berücksichtigung der Ethik Immanuel Kants)«, in: *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung* 1 u. 2 (1913 u. 1916), S. 405–565 u. 21–478. Zum Verhältnis der *Einheit der Sinne* zu diesem Werk vgl. Lessing, *Hermeneutik*, S. 47 sowie Fischer, *Philosophische Anthropologie*, S. 18 f.

17 Lessing, *Hermeneutik*, S. 14 f. Kant, Husserl und Dilthey als »Hauptwurzeln« des Plessnerschen Denkens behandelt ausführlich Hans Redeker, Helmuth Plessner

Um so schmerzhafter war es für ihn, daß sein ehrgeiziges und raffiniert aufgebautes Werk nach der Veröffentlichung weitgehend unbeachtet blieb. Noch in der Selbstdarstellung, die Plessner fünfzig Jahre später verfaßte, klingt die bittere Enttäuschung an, wenn er schreibt, daß sein Buch nie eine »ernsthafte Besprechung« bekam.¹⁸ Das stimmt zwar nicht ganz. Einige Rezensionen erhielt der Band durchaus – interessanterweise vor allem von Theologen verfaßt –, und deren Tenor war überwiegend positiv.¹⁹ Zutreffend an der Erinnerung Plessners ist jedoch, daß die philosophischen »Meinungsmacher« seiner Zeit, deren Aufmerksamkeit für das Fortkommen und die akademische Reputation entscheidend war, nirgends zu dem Werk Stellung bezogen. Auch Max Scheler, der das Buch nachgewiesenermaßen gut kannte, äußerte sich öffentlich nicht dazu.²⁰

Für die geringe Rezeption gibt es eine Reihe von Gründen, unter anderem die schwierige Sprache und Konstruktion des Werkes. Ausschlaggebend war jedoch etwas anderes: indem Plessner philosophische mit naturwissenschaftlichen Forschungen verband und auf den Neukantianismus ebenso zurückgriff wie auf Phänomenologie und Lebensphilosophie, schien er keinem Fach wirklich zugehörig; er stand außerhalb der großen philosophischen Schulen und gehörte zu keinem Netzwerk. Darüber hinaus lag die Problemstellung der *Einheit der Sinne* quer zu den führenden philosophischen Debatten und Programmen der Zeit – mit

oder die verkörperte Philosophie, Berlin 1993, Kap. 1. Die Theorie der geisteswissenschaftlichen Erfahrung als Ausgangsfrage Plessners betont Gerhard Arlt, »Der Mensch als Macht. Helmuth Plessner zum hundertsten Geburtstag«, in: Philosophisches Jahrbuch 100 (1993), S. 114–130.

¹⁸ Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 319.

¹⁹ Die Originalität und Bedeutung des Plessnerschen Projektes wurden in der Regel anerkannt und herausgestellt: so würdigte der evangelische Theologe Arthur Titius in der *Theologischen Literaturzeitung* die *Einheit der Sinne* als »ein seltenes Buch, in dem philosophischer Geist und Kraft ästhetischer Schauung sich zu eigenartiger Leistung und starker Anregung verbinden!«. Peter Wust attestierte Plessner eine »vollständige Revolution der Denkart«, und in der katholischen Zeitschrift *Hochland* sprach ein Anonymus – vermutlich der Redakteur Otto Gründler – von ihm als von einem »Stern«, der neuerdings neben Scheler »am phänomenologischen Himmel« erschienen sei. Einen Überblick über die zeitgenössischen Besprechungen gibt Lessing, *Hermeneutik*, S. 331 ff. nach dem auch die hier wiedergegebenen Äußerungen zitiert sind (S. 332 ff.). Zur weiteren (Nicht-)Rezeption des Werkes vgl. ebd. S. 38 ff.

²⁰ Vgl. das Gutachten Max Schelers, 10.12.1925, UB Groningen, NL. Plessner, 14, S. 3 f., in dem Scheler die *Einheit der Sinne* referierte. Zu weiteren Bezügen in den nachgelassenen Schriften sowie zum Fehlen jeglicher öffentlicher Bezugnahmen vgl. Fischer, *Philosophische Anthropologie*, S. 24 und Lessing, *Hermeneutik*, S. 39.

einer Ausnahme: der Phänomenologie Max Schelers.²¹ Warum aber schwieg auch Scheler zu dem Plessnerschen Werk?

Kölner Lebensverhältnisse 1920-24

Das Verhältnis zwischen Max Scheler und Helmuth Plessner – der eine Ordinarius und ein Glanzpunkt der Universität Köln, der andere »einer von den 300 neuen köln[er] Privatdozenten«²² – ist von späteren Konflikten überdeckt und deshalb für den Anfang der zwanziger Jahre nur schwer zu fassen. Ein Lehrer, wie Plessner es sich gewünscht haben mag, als er nach Köln ging, wurde Scheler ihm jedoch nicht. Ein solches Verhältnis war schon durch den impulsiven und genialischen Charakter Schelers nur schwer aufzubauen; Plessner zumindest empfand ihn als einen Menschen, der stark von sich eingenommen war und für die Person und Art anderer kaum einen Blick hatte.²³ Darüber hinaus sorgte die spezifische Konstellation, in der die beiden abtrünnigen Husserl-Schüler in Köln nebeneinander arbeiteten, für Spannungen: ihre Suchbewegungen, Interessen und Ziele waren in vielerlei Hinsicht ähnlich. Doch war der achtzehn Jahre jüngere Plessner eigenständig auf seinen philosophischen Weg gekommen – wenn auch angeregt durch die Publikationen des älteren Phänomenologen. Wenn Plessner also 1923 Schelers »Kritik der Emotionen« eine »Kritik der Sinne« an die Seite stellte, konnte der Ordinarius nicht auf seine Leistungen als Lehrer verweisen. So argwöhnte er in dem Privatdozenten neben ihm womöglich den jüngeren Rivalen.

Es war nicht leicht für Plessner, in dieser Weise ganz auf sich gestellt zu sein. Dankbar für das Verständnis, auf das er bei Josef König traf, schrieb er ihm im Mai 1924, ein Jahr nach dem Erscheinen der *Einheit der Sinne*:

21 Die mit der *Einheit der Sinne* verbundenen Herausforderungen an den Leser werden in zeitgenössischen Rezensionen wie in der neueren Sekundärliteratur regelmäßig vermerkt. Plessner selbst räumte später die »Umständlichkeit und Konstruktion« ein (vgl. Plessner, »Selbstdarstellung«, S. 322). Zum Verhältnis von Werk und philosophischem Umfeld sowie zur philosophischen Wiederentdeckung der Sinne als Thema seit den achtziger Jahren vgl. Lessing, Hermeneutik, S. 46.

22 So Walter Benjamin in bezug auf Plessner an Gershom Scholem, ca. 1.12.1920, in: Walter Benjamin, Gesammelte Briefe. Band 2: 1919-1924, Frankfurt a. M. 1996, S. 108.

23 Vgl. Martin Heideggers, Hans-Georg Gadammers und Helmuth Plessners Charakterisierungen Schelers in: Paul Good (Hg.), Max Scheler im Gegenwartsgeschehen der Philosophie, Bern 1975.

Ich stehe nun seit 11 Jahren mit Arbeiten vor der Öffentlichkeit und wenn das auch nach deren Maßstab eine verschwindend kleine Zeit ist, für einen Menschen wiegen solche Jahre, gerade in der Periode von 20 bis 30 schwer. Mit der ›Einheit der Sinne‹ glaubte ich nun die Ebene der Verständlichkeit erreicht zu haben, aber es hält maßlos schwer. Die Menschen bilden ein kolloidales Milieu, die Faust schlägt durch, aber nichts bleibt zurück. [...] Es heißt schon etwas, ohne Resonanz, ohne Echo auch nur eines kleinen Studentenkreises, ohne wirklich verständige Förderung durch einen Lehrer, ohne den Glauben irgend einer Seele gelassen, in die Nacht des Trotzes gestoßen Jahr um Jahr seiner Arbeit und seiner Zuversicht, eine Sendung, sei sie auch nicht allzu groß, in dieser Welt zu haben, überantwortet, zu leben, zu leben, zu leben.²⁴

Da Hans Driesch die Universität Köln schon im Herbst 1921 verlassen hatte, um einem Ruf nach Leipzig zu folgen, war Plessner seit seiner Habilitation tatsächlich bar jeder Förderung.²⁵ Über andere tragfähige wissenschaftliche Kontakte verfügte er nicht.

Obendrein kamen zur akademischen Unbill noch die Unbilden eines Lebens in den Anfangsjahren der Weimarer Republik: Zwar hatte Plessner 1922 einen Lehrauftrag für die »Geschichte der neuen Philosophie und Erkenntnistheorie der Naturwissenschaften« bekommen. Eine Vergütung seiner Arbeit war damit aber nicht verbunden. So war er finanziell nach wie vor von seinen Eltern abhängig, nahm sich nur im Semester ein Zimmer in Köln und lebte in den Ferien weiterhin in Wiesbaden. In den Zeiten von Wirtschaftskrise und Hyperinflation wurde sogar das Essen knapp: bis in den Oktober 1923 konnte er sich nur zwei warme Mahlzeiten in der Woche erlauben. »Ein Semester lang bildeten den Fundus Leberwurst und Kakao.«²⁶

Und doch hatte Plessner auch Glück: von einem niederländischen Unterstützungskomitee für deutsche und österreichische Akademiker er-

24 Plessner an König, 28.5.1924, in: Josef König/Helmuth Plessner, Briefwechsel 1923-1933, Freiburg i. Br. 1994, S. 45f.

25 Zu Drieschs Weggang aus Köln vgl. Hans Driesch, Lebenserinnerungen. Aufzeichnungen eines Forschers und Denkers in entscheidender Zeit, Basel 1951, S. 166.

26 Helmuth Plessner, »Unsere Begegnung«, in: M.J. Langeveld (Hg.), *Rencontre/Encounter/Begegnung. Contributions à une psychologie humaine dédiées au Professeur F.J.J. Buytendijk*, Utrecht 1957, S. 331-338, in: PAP, S. 311-319, hier 312. Ebd. finden sich auch die beiden folgenden Zitate. Plessners finanzielle Abhängigkeit von seinen Eltern geht hervor aus seinem Schreiben auf Anfrage des Kuratoriumsvorsitzenden der Universität Köln, 10.11.1922, UA Köln, Zug. 17/4371.

hielt er zusammen mit dem Kunsthistoriker Wilhelm Worringer eine Einladung zu einem Erholungsaufenthalt und konnte den März 1924 in Holland verbringen. Tägliche Ausflüge, Museumsbesuche, Konzerte, Einladungen und »Tanzereien« brachten neben einer willkommenen Abwechslung und einem »Wiedersehen mit Kindheitseindrücken« auch den lang entbehrten Perspektivenwechsel: »Einem nach zehn Jahren Krieg und Inflation zum ersten Male wieder über die Grenzen hinauslugenden Deutschen«, so ein rückblickendes Resümee, »brachte die freundliche Welt, gut genährt und wohl gesittet, [...] im eigentlichen wie im übertragenden Sinne, seine lange Abgeschlossenheit deutlich zum Bewusstsein.«²⁷ Als Plessner – »etwas befangen und im Ganzen ausgehungert, denn die Stabilisierung der Mark war erst ein halbes Jahr alt« – während seines Aufenthalts auch Frederik J.J. Buytendijk aufsuchte, einen Professor für Physiologie, den er schon aus Köln kannte, entwickelten sie den Plan einer gemeinsamen experimentellen wie theoretischen Arbeit. Dafür sollte Plessner zwei weitere Monate in den Niederlanden verbringen. Doch wie konnte man das finanzieren? Buytendijk hatte eine Idee: in seinem Etat war ein Posten für die Beschaffung eines Schimpansen vorgesehen »und«, so Plessner in seiner späteren Hommage an den Freund, »für den sprang ich ein«. Auf diese Weise entstand der Aufsatz *Die Deutung des mimischen Ausdrucks. Ein Beitrag zur Lehre vom Bewußtsein des anderen Ich*. Der Artikel bekam nach seinem Erscheinen 1925 sogar ein »ermutigendes Echo«.²⁸

Im übrigen versuchte Plessner eine gute Miene zu machen. Ein Brief des katholischen Philosophen Peter Wust aus dem November 1923 legt nahe, daß er wohl nur wenige wissen ließ, wie es »hinter den Kulissen« seiner Existenz aussah:

Um 4 Uhr kam Plessner, diese golden-schöne optimistische Goethenatur, eine »anima naturaliter catholica«, trotz seines protestantischen Bekenntnisses. Wir philosophierten bis gestern abend 11 Uhr permanent, vor allem über das Wesen der seelischen Intensität und ihre Schutzgesetze wie Zeremoniell, Takt, usw. Plessner schreibt eben eine

27 Dieses Zitat und die drei folgenden finden sich in: Plessner, »Unsere Begegnung«, S. 312 f., die Kurzzitate in: Plessner an König, 28.4.1924, in: König/Plessner, Briefwechsel, S. 40.

28 Helmuth Plessner, »Die Deutung des mimischen Ausdrucks. Ein Beitrag zur Lehre vom Bewußtsein des anderen Ich«, in: Philosophischer Anzeiger 1 (1925), S. 72-126, in: GS VII, S. 67-129. Der Aufsatz bot Plessner die Möglichkeit, seine Forschungen über die Verschränkung von Geist und Leib, expressiver Bewegung und expressi-



In den Kölner Jahren

Broschüre, in der er zeigen will, daß eine Gemeinschaft, in der die zentralen Geistmittelpunkte der Persönlichkeit völlig aufgelöst wären, unmöglich ist. Das geht gegen Kommunismus und Gemeinschaftsüberschwang in der Jugendbewegung.²⁹

Er bewahrte also die Contenance und schrieb weiter. Die »Broschüre«, von der Wust spricht, erschien schon Ende Februar 1924 unter dem Titel *Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus*. Sie veranlaßte den Soziologen Leopold von Wiese, Plessner in die Deutsche Gesellschaft für Soziologie aufzunehmen.³⁰

Grenzen der Gemeinschaft

Grenzen der Gemeinschaft ist ein engagiert geschriebenes Buch, das unmittelbar in die politischen Debatten der Weimarer Republik eingreifen sollte. Plessner wollte die Notwendigkeit von Gesellschaft, Öffentlichkeit und Politik mit den ihnen zugehörigen Beziehungsformen anthropologisch begründen und die zwangsläufig freiheitsberaubende Wirkung eines überspannten Gemeinschaftsideals aus der Konstitution des Menschen aufzeigen. Die Gruppen, gegen die er damit Stellung bezog, wurden schon umrissen: die national-völkische und die Jugendbewegung sowie

vom Gehalt in einem weiteren Themenbereich fortzusetzen: »Versuchsreihen, Tests und dies alles nur, um unsere phänomenologische spekulative Radikalität im Schafspelz der Empirie einzuführen«, wie er an König schrieb (König/Plessner, Briefwechsel, S. 43). Vgl. zu diesem Text Felix Hammer, Die exzentrische Position des Menschen. Methode und Grundlinien der philosophischen Anthropologie Helmuth Plessners, Bonn 1967, S. 85 ff. sowie Redeker, Helmuth Plessner, S. 162 ff. und zu seiner Rezeption Lessing, Hermeneutik, S. 39 f. Zu dem Einfluß, den Plessner durch die Zusammenarbeit auf Buytendijk ausübte, sowie zu Buytendijks Biographie und Werk vgl. Wilhelm J.M. Dekkers, Het bezielde lichaam. Het ontwerp van een antropologische fysiologie en geneeskunde volgens F.J.J. Buytendijk, Kerckebosch 1985.

29 Peter Wust an Carl Muth, 12.11.1923, in: Peter Wust, Vorlesungen und Briefe, Münster 1969, S. 294 f. Wust hatte auf Grund des Eindrucks, den die Lektüre der *Einheit der Sinne* bei ihm hinterließ, mit Plessner Kontakt aufgenommen. Vgl. Lessing, Hermeneutik, S. 336 f. Das Kurzzitat davor ist Plessner an König, 28.5.1924, in: König/Plessner, Briefwechsel, S. 45 entnommen.

30 Helmuth Plessner, *Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus*, Bonn 1924, in: GS V, S. 7-133. Vgl. zu diesem Werk vor allem Wolfgang Eßbach/Joachim Fischer/Helmut Lethen (Hg.), Plessners »Grenzen der Gemeinschaft«, Eine Debatte, Frankfurt a. M. 2002. Zur Kooptation in die DGS vgl. Plessner an Leopold von Wiese, 5.2.1938, UB Groningen, NL. Plessner, 6/81.

der Kommunismus.³¹ Plessner zufolge waren diese Bewegungen sich darin verbunden, daß sie die moderne Gesellschaft mit ihren funktionalen Beziehungen – Rollen und Takt, Diplomatie und Machtrelationen – ablehnten und statt dessen dem Ideal einer Gemeinschaft anhängen, die sie als »Inbegriff lebendiger, unmittelbarer [...] Beziehungen zwischen Menschen« vorstellten; Echtheit und Rückhaltlosigkeit im Umgang lautete die Parole rechts wie links.³² Jedoch unterschieden sich die Bewegungen fundamental hinsichtlich des Prinzips, auf dem die jeweiligen Gemeinschaften gegründet sein sollten: während für die national-völkische und die Jugendbünde die »Schranken des Volkstums« über Ein- oder Ausschuß entschieden, sahen Kommunisten in der gemeinsamen Menschlichkeit die Grundlage für eine Weltgemeinschaft.

Plessners Anliegen war nicht, die Möglichkeit von gemeinschaftlichem Leben überhaupt in Frage zu stellen. Dem Titel gemäß ging es ihm lediglich darum, die Grenzen aufzuzeigen, bis wohin Gemeinschaft möglich sei. Und da Echtheit und Rückhaltlosigkeit im Umgang seiner Überzeugung nach nur auf Liebe und gegenseitigem Vertrauen beruhen konnte, sich Liebe aber lediglich auf Individuen und nicht auf abstrakte Größen wie die Menschheit oder ein Volk richten konnte, standen die Grenzen der Gemeinschaft fest: »Die Chance ihrer Verwirklichung nimmt mit der Wahrscheinlichkeit der Liebe, d.h. mit wachsender Distanz zu individueller Wirklichkeit ab.« Eine darüber hinaus eingeforderte gemeinschaftliche Rückhaltlosigkeit müsse in Gesinnungsterror umschlagen. Über diese rein negative Begrenzung der Gemeinschaft hinaus versuchte Plessner aber auch »bis zu dem Aufweis jener Werte durchzu stoßen, die nur eine gesellschaftliche Lebensordnung bringen kann«.³³ Solch eine positive Grenze der Gemeinschaft sah Plessner durch die Schutzbedürftigkeit der menschlichen Seele gegeben. Die gesellschaftlichen Rollen und Spielregeln, die von den Gemeinschaftsanhängern so verdammt wurden, entsprachen ihm zufolge genau dieser Schutzbedürftigkeit und somit der Bewahrung menschlicher Würde.

31 Daß Plessners Kritik dabei vor allem auf die Jugendbewegung zielte und nicht – wie etwa Jan-Werner Müller annimmt – primär auf den Kommunismus, belegt das Zitat in Kap.5.5, Anm. 25. Vgl. Jan-Werner Müller, »The Soul in the Age of Society and Technology: Helmuth Plessner's Defensive Liberalism«, in: John P. McCormick (Hg.), *Confronting Mass Democracy and Industrial Technology: Political and Social Theory from Nietzsche to Habermas*, Durham 2002, S. 139-161, etwa S. 161. Für den Hinweis auf diesen Text danke ich Daniel Morat.

32 Plessner, *Grenzen*, S. 44.

33 Ebd., S. 47 und 57.

Auf Grund der gesellschaftspolitischen Aktualität erhielt das Buch bald gutplazierte Rezensionen von so einflußreichen Personen wie Ferdinand Tönnies und Siegfried Kracauer. Darüber hinaus verkaufte es sich recht gut.³⁴ Doch eine größere zeitgenössische Wirkung war auch diesem Werk versagt. Hans Redeker, ein niederländischer Bekannter Plessners, schrieb 1949 nach der Lektüre: »Sie ruderten darin gegen den Strom an.« Und wenn er weiter der Ansicht war, daß Plessner mit dem Buch »in der ganzen Situation von Deutschland damals durchaus eine Tat vollbracht haben müsse«, sich jedoch fragte, inwiefern das bemerkt wurde, waren seine Zweifel nur zu berechtigt.³⁵ Denn eine *Kritik des sozialen Radikalismus*, »die sich wider weit verbreitete Stimmungen« wandte und eine »verwegene Umkehrung« in der Bewertung der Begriffe Gemeinschaft und Gesellschaft vollzog, war Mitte der zwanziger Jahre kaum angetan, auf fruchtbaren Boden zu fallen.³⁶ Und so mußte Andreas Kuhlmann 1991 in der *Zeit* feststellen, daß Plessner »mit seiner hellsichtigen Kritik und seinem leidenschaftlichen Bekenntnis [...] im intellektuellen Spektrum der Weimarer Republik allein« stehe. »Er hat – ein einmaliger Fall – mit dem geistigen Furor und der sprachlichen Wucht der deutschen Philosophie ein liberales Gesellschaftscredo formuliert.«³⁷ Daß Plessner sich nicht

34 Vgl. etwa Ferdinand Tönnies, »Bespr. von: Helmuth Plessner, Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus«, in: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie 5 (1925), S. 456 ff.; Siegfried Kracauer, »Philosophie der Gemeinschaft«, in: Frankfurter Zeitung, 30.10.1924, S. 4; Nicolai von Bubnoff, »Bespr. von: Helmuth Plessner, Grenzen der Gemeinschaft«, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 53 (1925), S. 537-539 und Peter Wust, »Helmuth Plessners ›Grenzen der Gemeinschaft‹«, in: Kölnische Volkszeitung, 20.11.1924, hier zitiert nach dem Wiederabdruck in Eßbach/Fischer/Lethen (Hg.), Plessners »Grenzen«, S. 353 ff. Für weitere Rezensionen vgl. UB Groningen, NL. Plessner, 33.

35 Hans Redeker an Plessner, 21.10.1949, UB Groningen, NL. Plessner, 135 [Orig. ndl.].

36 Kracauer, »Philosophie«, S. 359 und Wust, »Helmuth Plessners ›Grenzen‹«, S. 369. Auch wenn die *Grenzen der Gemeinschaft* in den Kanon klassischer Texte der deutschen Soziologie aufgenommen wurden (vgl. Sven Papcke, »Grenzen der Gemeinschaft. Helmuth Plessner über die Neurosen der Gesellschaft«, in: ders. (Hg.), Gesellschaftsdiagnosen. Klassische Texte der deutschen Soziologie im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1991, S. 38-62), sind sie bis heute ein »Geheimtip« geblieben.

37 Andreas Kuhlmann, »Deutscher Geist und liberales Ethos. Die frühe Sozialphilosophie Helmuth Plessners«, in: Die Zeit, 18.10.1991, S. 64, zitiert nach: Eßbach/Fischer/Lethen (Hg.), Plessners »Grenzen«, S. 15-20, hier S. 17. Helmut Lethen, Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt a. M. 1994 liest die Grenzen der Gemeinschaft dagegen als Verhaltenslehren für die »kalte persona« der neuen Sachlichkeit. Für eine systematische Kritik dieser Interpretation vgl. Joachim Fischer, »Panzer oder Maske. ›Verhaltenslehren der Kälte‹ oder Sozialtheorie der ›Grenze‹«, in: Eßbach/Fischer/Lethen (Hg.), Plessners »Grenzen«, S. 80-

scheute, Autoritäten zu widersprechen und quer zu herrschenden Meinungen zu denken, ist bereits deutlich geworden. Und dennoch mag es überraschen, daß er sich in bezug auf ein so aktuelles und für das deutsche Selbstverständnis zentrales Thema gegen alle gängigen Bewertungen stellte. Wie läßt sich das erklären?

Joachim Fischer hat gezeigt, daß sich Plessners Position zunächst seiner methodischen Strenge verdankt: Die *Kritik des sozialen Radikalismus* ist eine kritische Philosophie im Sinne Kants und gemäß den methodischen Forderungen, die Plessner schon in seiner Dissertation gestellt hatte. Wenn er in den *Grenzen der Gemeinschaft* die Bedingungen der Möglichkeit von Gemeinschaft angibt, welche zugleich die Grenzen ihrer Geltung sind, und alle politischen Ideen zurückweist, die diese Grenzen überschreiten, geschieht dies wiederum analog zur Kantischen Vernunftkritik. Überdies versetzte die in der *Einheit der Sinne* entwickelte Systematik Plessner in die Lage, nicht nur gemeinsame Strukturmerkmale der faschistischen und bolschewistischen Diktaturen in Italien und der Sowjetunion zu sehen, sondern darüber hinaus »zu zeigen, warum es zwei distinkte Formen des Totalitarismus gibt, notwendig zwei und nur zwei gibt«,³⁸

Ein weiteres Moment ist biographischer Natur: Indem Plessner die Diplomatie und das taktvolle Benehmen gegen die Forderungen nach Rückhaltlosigkeit und Echtheit verteidigte, schöpfte er aus dem Alltag an der heimischen Table d'hôte, wo »die virtuose Handhabung der Spielformen, mit denen sich die Menschen nahe kommen, ohne sich zu treffen, mit denen sie sich voneinander entfernen, ohne sich durch Gleichgültigkeit zu verletzen«, unabdingbar waren; er verteidigte folglich mit seiner *Kritik des sozialen Radikalismus* die Welt, aus der er kam – die bürgerliche Welt –, sowie sich selbst.³⁹ Darüber hinaus rekurrierte er auf die

102 sowie Dorothee Kimmich, »Moralistik und Neue Sachlichkeit. Ein Kommentar zu Helmuth Plessners ›Grenzen der Gemeinschaft‹«, in: ebd., S. 160-182. Jan-Werner Müller bestimmt den Plessnerschen Liberalismus als einen »defensiven Liberalismus« und betont, daß es sich dabei um ein »Ethos für die Wenigen« handelt, erkennt jedoch an, daß diese Einschränkung logisch-argumentativ nicht notwendig ist. Vgl. Müller, »The Soul«, insbesondere S. 154 ff.

38 Vgl. Fischer, »Panzer«, S. 86 ff., hier S. 102. Vgl. zudem Kai Hauke, »Plessners ›Grenzen der Gemeinschaft‹. Eine Kritik des deutschen Idealismus«, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 48 (2000), S. 237-264, der auf die Bedeutung Schillers, Schellings und Hegels für die *Grenzen* hinweist und zeigt, daß Plessner inhaltlich gerade gegen Kant Stellung bezieht.

39 Plessner, *Grenzen*, S. 80. So erinnern die Beschreibungen zivilisierter Umgangsformen an Georg Simmels Soziologie wilhelminischer Geselligkeit. Vgl. etwa die Ver-

Erfahrungen, die er während der bayrischen Revolution und in der Münchner Freideutschen Jugend gemacht hatte. Die *Grenzen* sollten seiner schon 1920 geäußerten Überzeugung, daß die utopischen Politikvorstellungen der radikalen Linken sich in der Revolution von 1918/19 verhängnisvoll ausgewirkt hätten, eine theoretische Fundierung geben.⁴⁰

Und schließlich gibt es Beweggründe direkt politischer Art: Schon in einer Reihe von Zeitungsartikeln Anfang der zwanziger Jahre hatte Plessner die Auffassung vertreten, daß die Geringschätzung der politischen Sphäre durch das deutsche Bürgertum bei gleichzeitiger »Staatsvergötterung« zu einer Verkümmern der politischen Kultur in Deutschland geführt hätte. In der Verrohung der Politik während des Ersten Weltkrieges und in der geringen Akzeptanz der Republik komme das ebenso zum Ausdruck wie im Ruf nach dem »starken Mann«.⁴¹ Deshalb sei politische Aufklärung notwendig, die institutionell durch entsprechende Einrichtungen an den Universitäten, in der Erwachsenenbildung oder durch eigens zu etablierende »Schulen der Staatskunst für das Innere wie das Äußere« erfolgen sollte.⁴² Inhaltlich seien dabei vor allem die Humanwis-

wendung der Metaphern des Spiels und der Kunst in den *Grenzen* sowie in Georg Simmel, Grundfragen der Soziologie (Individuum und Gesellschaft), Frankfurt a. M. 1999, Kap. III, S. 108 ff. Zur politischen Dimension der Verteidigung des Bürgertums vgl. Joachim Fischer, »Plessner und die politische Philosophie der zwanziger Jahre«, in: Politisches Denken. Jahrbuch (1992), S. 53-77, vor allem S. 59 f.

40 In seinem Gutachten hat schon Max Scheler darauf hingewiesen, daß »die Zeit des Krieges und der revolutionären Wirren, die Tatsachen der ›Jugendbewegung‹ und persönliche Erfahrungen in ihr« in Helmuth Plessner eine »soziologische Gedankenreihe« angeregt habe, die ihren Ausdruck in den *Grenzen der Gemeinschaft* gefunden habe (Gutachten Max Schelers, 10.12.1925, UB Groningen, NL. Plessner, 14, S. 2). Zu Plessners Revolutionskritik vgl. oben S. 28 f.

41 Helmuth Plessner, »Politische Kultur«, in: Frankfurter Zeitung, 3.4.1921, S. 1-2, in: PAP, S. 51-56, S. 55 f. Die *Grenzen* waren ein Versuch, das hier formulierte Programm umzusetzen. Zur Verrohung der Politik im Ersten Weltkrieg vgl. etwa ders., *Grenzen*, S. 24.

42 Dafür machte Plessner jeweils konkrete Vorschläge, allerdings mit einer gehörigen Portion Selbstironie: »Wir können nicht immerzu auf den großen Mann warten. Vielleicht kommt er dann gar nicht. Außerdem verbietet es die Verfassung.« Aber: »Wie der Deutsche einmal ist, muß es sein ganzes Interesse sein, sich für den großen Mann in der Politik, sagen wir, vorzubereiten, stark, widerstandsfähig, charakterfest zu machen [...]. Wie der Deutsche einmal ist, geht das nur durch planmäßige Erziehung. Es wird bei uns gewiß viel zu viel erzogen, alles atmet den Schulgeist, alles atmet Disziplin, überall sieht man den Oberlehrer durch unser Leben schreiten, unbeirrbar, und doch wird der Nation kein anderes Mittel helfen, kein Mittel, das ihr im Grunde konformer ist.« Helmuth Plessner, »Politische Erziehung in Deutschland«, in: Die Zukunft, 5. Nov. 1921, S. 149-165, in: PAP, S. 57-70, hier

senschaften gefragt. Insofern stellen die *Grenzen der Gemeinschaft* auch einen Versuch Plessners dar, mit den Mitteln seiner Wissenschaft – der vom deutschen Bürgertum sonst so hoch geachteten Philosophie – Politik und Öffentlichkeit theoretisch zu adeln. Neben einem besseren Rückhalt für die Republik erhoffte er sich davon langfristig, daß mit einer klügeren Diplomatie »die Würde und das rechtliche Ansehen« Deutschlands unter den europäischen Nationen wiederhergestellt werden könne.⁴³ Auch sein Patriotismus war folglich ein wichtiger Ansporn für Plessner, sich als politischer Erzieher zu betätigen.

Aufnahme in die Zunft

Ob die Schrift *Grenzen der Gemeinschaft* dazu angetan war, ihren Autor bei den zumeist konservativen philosophischen Fakultäten zu empfehlen, muß dahingestellt bleiben.⁴⁴ Doch wirkte ein anderes Projekt fördernd, da es Plessner aus seiner Isolation befreite: der *Philosophische Anzeiger. Zeitschrift für die Zusammenarbeit von Philosophie und Einzelwissenschaften*.⁴⁵ Mit der Gründung dieser Zeitschrift wollte Plessner ein Forum

S. 58. Zur Etablierung politischer Studien an der Universität vgl. insbesondere ders., »Universität und Staatsinteresse (Teil II)«, in: Frankfurter Zeitung, 3. Nov. 1921, S. 3.

43 Plessner, »Politische Erziehung«, S. 63. So bemerkte Plessner bitter, daß die Juristen, »die seit dem Bestehen einer politischen Macht die Führung in Deutschland besaßen«, es in ihrem Mangel an politischen Fertigkeiten nicht verhindern konnten, daß »Deutschland zum Protagonisten der Gewaltlehre, zum Urbild des Vertragsbrechers« geworden sei. Vgl. ebd.

44 Plessner selbst vermutete, daß seine Schriften eher als »bahnamtlich zugelassene Narretei« taxiert würden, denen lediglich ein Quantitätsrespekt gezollt werde: Plessner an Josef König, 31.8.1924 und 19.10.1925, in: König/Plessner, Briefwechsel, S. 51 und 100.

45 Helmuth Plessner (Hg.), *Philosophischer Anzeiger. Zeitschrift für die Zusammenarbeit von Philosophie und Einzelwissenschaft in Verbindung mit A. Baumgarten – Basel; F.J.J. Buytendijk – Groningen; E.R. Curtius – Heidelberg; A. Grünbaum – Amsterdam; N. Hartmann-Köln; J. Hashagen – Hamburg; M. Heidegger – Marburg; H. Heimsoeth – Königsberg; G. Hübener – Basel; J. Kroll – Köln; G. Misch – Göttingen; G. Müller – Freiburg (Schweiz); K. Reidemeister – Königsberg; K. Schneider – Köln; V.v. Weizsäcker – Heidelberg; W. Worringer – Bonn*, Bonn 1925–1930. Zur Bedeutung des *Philosophischen Anzeigers* vgl. Plessners – etwas überspitzte – Bemerkung an Josef König, 19.10.1925, in: König/Plessner, Briefwechsel, S. 99: »bis zu der ›Zeitschrift‹ habe ich außer mit den hiesigen Philosophen überhaupt mit *keinem* Kollegen irgendeine Verbindung gehabt noch gesucht«. Zur inhaltlichen Funktion der Zeitschrift für Plessner vgl. Fischer, *Philosophische Anthropologie*, S. 23.

schaffen, auf dem der Philosophie die Ordnungs- und Interpretationsfunktion der einzelwissenschaftlichen Ergebnisse zukam, wie er ihr das in der Dissertation zugedacht hatte. Zugleich versuchte er aus seiner eigenen Not eine allgemeine Tugend zu machen: so sollte der *Anzeiger* nicht das »Organ einer Schule, einer Richtung, einer Philosophie« sein wie alle anderen philosophischen Zeitschriften in Deutschland, sondern eine Plattform für philosophisch interessierte Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen.⁴⁶ Um die Qualität und Reputation des *Philosophischen Anzeigers* zu gewährleisten, hatte Plessner spätestens seit dem Frühjahr 1924 Gelehrte aus verschiedenen Fächern gebeten, als Mitherausgeber zu wirken. Und tatsächlich hatte er, als Mitte 1925 der erste Jahrgang erschien, einen stattlichen Kreis von Wissenschaftlern für die Sache gewinnen können: von der Kölner Universität waren der Philosoph Nicolai Hartmann, der Altphilologe Josef Kroll und der Psychiater Kurt Schneider beteiligt; darüber hinaus die Philosophen Georg Misch, Martin Heidegger und Heinz Heimsoeth, der Romanist Ernst R. Curtius, der Rechtswissenschaftler Arthur Baumgarten und der Mediziner Viktor von Weizsäcker. »Da ist an *Namen* so ziemlich alles vertreten, was uns jetzt nahesteht«, kommentierte Edith Stein, die ehemalige Assistentin Husserls, in einem Brief an den Husserl-Schüler Roman Ingarden.⁴⁷

Am wichtigsten wurde für Plessner der Kontakt zu Nicolai Hartmann. Schon als er Hartmann im Herbst 1924 in Marburg besuchte, um ihn als Mitherausgeber zu gewinnen, hatte Plessner sich von ihm beeindruckt gezeigt.⁴⁸ Und nur wenig später sollte sich erweisen, daß die Wertschät-

46 Auf diese Weise sollte die Zeitschrift »die kritisch anknüpfende, positiv weiterführende Arbeit der Aussprache fördern, »unakademisch« in der Wahl der Stoffe, wissenschaftlich in der Handhabung der Mittel, philosophisch in der Art ihrer Behandlung. Eine philosophische Zeitschrift also, aber nicht nur für Philosophen, ein Organ der Kritik, aber nicht nur für Kritizisten« (Helmuth Plessner, »Zur Einführung«, in: *Philosophischer Anzeiger* 1 (1925), S. 1-2, hier S. 2, das Zitat oben befindet sich auf S. 1).

47 Edith Stein an Roman Ingarden, 24.10.1926, in: Edith Stein, Selbstbildnis in Briefen. 1. Teil 1916-1933, Freiburg 1998, hier S. 343. Für den Hinweis auf diesen Brief danke ich Michael Hänel. Für eine Liste der Mitherausgeber vgl. Anm. 45.

48 Damals schrieb er an König: »Einen gewaltigen Eindruck erhielt ich von Hartmann. Die Stille dieses Menschen, die Versunkenheit in sich, die absolute Lauterkeit zogen mich völlig in ihren Bann. Er wohnt in einem einsam stehenden, bescheidenen Häuschen an einen Abhang gelehnt, und von seinem Arbeitszimmer hat man durch kleine Fenster einen Ausblick auf das Schloß. [...] Stellen Sie sich dazu diesen wortkargen, ersten Mann vor, alles eingetaucht in eine etwas frostige Kälte und ein von starkem Nebel gebrochenes Mondlicht. Wir verstanden uns, wenn ich nach meinem Gefühl gehen kann, ausgezeichnet. Ich hatte den ganzen

zung beidseitig war: denn im Sommer 1925 eröffnete Hartmann Plessner bei einem Besuch in Köln, daß er ihn gern zum Nachfolger auf Heideggers Extraordinariat in Marburg machen würde, wenn Heidegger auf Hartmanns Ordinariat aufrücken würde. Zwar zerschlug sich die Sache aus verschiedenen Gründen,⁴⁹ doch wird schon Hartmanns Absicht ein Indiz für Plessner gewesen sein, daß er nun in die Zunft aufgenommen war. Von Bedeutung für Plessner war aber vor allem, daß Hartmann im Sommer 1925 von Marburg nach Köln berufen wurde. Denn in Köln mußte für den 1920 habilitierten Plessner langsam die Ernennung zum außerordentlichen Professor anstehen. Fünf bis sechs Jahre ließen die Fakultäten in der Regel verstreichen, bis sie diesen Ehrentitel an bewährte Privatdozenten erteilten.⁵⁰ Plessner hatte 1924 eine Stelle als Fakultätsassistent übernehmen können, die ihm viel Arbeit, aber auch ein bescheidenes Gehalt einbrachte, und war 1925 Mitglied des wissenschaftlichen Prüfungsamtes für das Fach Philosophie geworden.⁵¹ Als er für das

Abend das Gefühl, und das wirkt bis heute ungeschwächt nach, einem antiken Philosophen, vielleicht auch einem Hegelschen Geiste, gegenüberzusitzen.« (Plessner an König, 11.11.1924, in: König/Plessner, Briefwechsel, hier S. 58). Zu Nicolai Hartmann und seinem Werk vgl. Martin Morgenstern, Nicolai Hartmann zur Einführung, Hamburg 1997.

49 Für das Extraordinariat wurde ein Philosoph gesucht, der philosophische Grundfragen wieder eng mit denen empirischer Forschung in Berührung brachte – Plessners Thema also. Doch Heidegger zufolge, der Mitglied der Kommission war, hatte »der eine Teil der Fakultät [...] das einzige Prinzip: keinen Juden und möglichst einen Deutschnationalen; der andere (Jaensch und sein Anhang): nur Mittelmäßiges und nichts Gefährliches« (Martin Heidegger/Karl Jaspers, Briefwechsel 1920–1963, Frankfurt a. M. 1990, S. 69). Mit Unterstützung Husserls, Heideggers und des Marburger Experimentalpsychologen Erich Rudolf Jaensch erhielt Dietrich Mahnke den Ruf, ein deutschnational orientierter Husserl-Schüler, der mit Jaensch befreundet war. Vgl. Christian Tilitzki, Die deutsche Universitätsphilosophie in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Teil 1, Berlin 2002, S. 256 ff.

50 Im Kaiserreich und in der Weimarer Republik gab es mindestens zwei Wege, auf die eine akademische Karriere scheitern konnte: eine Möglichkeit bestand darin, daß man keinen Ruf auf eine ordentliche Professur oder ein planmäßiges Extraordinariat erhielt. Damit blieben dem oder der Habilitierten die Zuerkennung der Beamtenschaft und eine Besoldung versagt. Die zweite Möglichkeit des Scheiterns bestand darin, nicht zum Titular- oder außerplanmäßigen Professor ernannt zu werden. Auch wenn das außerplanmäßige Extraordinariat weder eine feste Anstellung noch Gehalt beinhaltete, verschaffte es doch eine gewisse wissenschaftliche Reputation. Vgl. Martin Schmeiser, Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870–1920. Eine verstehend soziologische Untersuchung, Stuttgart 1994, S. 73.

51 Zu Plessners Aufgaben an der Universität Köln vgl. UB Groningen, NL. Plessner, 140.

Wintersemester 1925/26 den Lehrstuhl Max Schelers mit Vorlesungen und Übungen vertrat – eine ehrenvolle Aufgabe, die freilich in finanzieller Hinsicht nicht mehr als die Vorlesungshonorare einbrachte –, forderte die Fakultät die für eine Ernennung notwendigen Gutachten an. Georg Misch aus Göttingen, Arthur Schneider, Nicolai Hartmann und Max Scheler äußerten sich.⁵²

Scheler verfaßte mit »galanter Feder ein vernichtendes Gutachten«, wie Kersten Schüller treffend formulierte: zwar hob er Plessners überragende intellektuelle Begabung, den »überaus beweglichen und schmiegsamen Verstand«, seine Verständnis- und Einfühlungsfähigkeit, die »tüchtige Denkschulung« und Denkschärfe sowie seine »vielseitige Gelehrsamkeit« hervor. Auch bewährte Plessner sich seiner Meinung nach als Lehrender. Jedoch meinte Scheler in Plessners wissenschaftlichen Arbeiten »die Stärke des zentralen Einsatzes seines eigenen Selbst und seines Eigendenkens« zu vermissen.⁵³ Auf gut deutsch hieß das: Plessner könne zwar Lese Früchte auf intelligente Weise kombinieren, sei aber zu eigenem produktiven Denken nicht fähig. Georg Misch und Nicolai Hartmann hatten jedoch gerade Plessners Originalität und Produktivität hervorgehoben. Und so wurde er im April 1926 vom preußischen Kultusminister zum nichtbeamteten außerordentlichen Professor ernannt.⁵⁴ Es sollte nicht das letzte Mal sein, daß Nicolai Hartmann Plessner zu Hilfe kam.

52 Vgl. die Gutachten Georg Mischs, 25.11.1925, Arthur Schneiders, 12.12.1925, Nicolai Hartmanns, 15.11.1925 und Max Schelers, 10.12.1925 in: UA Köln, Zug. 197/819. Zu Plessners Lehrstuhlvertretung vgl. die Vorgänge in UA Köln, Zug. 197/819 und 17/4371 sowie Universität Köln, Vorlesungs- und Personalverzeichnis: Winter-Semester 1925/26, Köln 1925, S. 83f.

53 Schüller, Helmuth Plessner, S. 80; Gutachten Schelers, S. 2f. Plessner kannte das Gutachten, da er als Fakultätsassistent Gelegenheit hatte, es in die Maschine zu diktieren und die Durchschläge zu behalten.

54 Vgl. die Ernennungsurkunde UB Groningen, Nl. Plessner, Dokumentenmappe (4). Hartmann betonte die »ungesuchte, rein aus der Problemfassung hervorgewachsene Originalität« der *Einheit der Sinne* (Gutachten Hartmann, S. 3), und Misch bezeichnete Plessner als »einen der besten und selbständigsten Köpfe unter den jüngeren Fachgenossen«: »das Darinnenstehen in der gegenwärtigen philosophischen Bewegung, wissen, worauf es ankommt, und an einer aktuellen Stelle eingreifen und zupacken, das zeichnete auch seine späteren Arbeiten aus. Aber in ihnen zeigte sich noch mehr: eine eigengerichtete philosophische Kraft, die produktiv vorwärtsght.« (Gutachten Misch, S. 1). Vgl. weiter die Vorgänge in UA Köln, Zug. 17/4371, 197/819 und 9/2.

Die Stufen des Organischen

»Verführt von der Ruhe« der Weihnachtsfeiertage hatte Plessner Ende des Jahres 1924 begonnen, die schon in den *Grenzen der Gemeinschaft* angekündigte »Kosmologie der lebendigen Form« zu verfassen. Sie erschien 1928 unter dem Titel *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie* und wird allgemein als das Plessnersche Hauptwerk betrachtet.⁵⁵ Plessner gelang hier die Grundlegung seiner Naturphilosophie und philosophischen Anthropologie, deren Kern die These von der »exzentrischen Positionalität« des Menschen ist. Das Ziel bestand darin, die Grundstruktur des Menschen zu bestimmen, welche die spezifischen Fähigkeiten oder »Monopole« des Menschen ermöglicht.⁵⁶ Ausgangspunkt war, daß sich der Mensch im »Doppelaspekt« erfährt: als »naturebunden und frei, gewachsen und gemacht, ursprünglich und künstlich zugleich«. Die Philosophie im Anschluß an Descartes hatte diesen Doppelaspekt zu einem prinzipiellen Dualismus erklärt. Natur und Kultur waren für sie nicht vermittelbar. Schon in der *Einheit der Sinne* hatte Plessner dagegen versucht, die Verschränkung von beidem aufzuzeigen. In den *Stufen des Organischen* ging es ihm nun um eine grundsätzliche Revision des cartesianischen Dualismus. Dabei hatte die Untersuchung wiederum den methodischen Anforderungen zu genügen, die Plessner in seiner Dissertation entwickelt hatte: sie mußte einen Naturalismus oder Biologismus, mit dem sich die Philosophie von den Ergebnissen der Naturwissenschaften abhängig machen würde, ebenso vermeiden wie die Verwendung metaphysischer Kategorien.

Plessner setzte das Problem nicht auf der Ebene der Philosophie des Menschen an, sondern unterhalb davon, in der Philosophie des Lebens allgemein. Belebte Dinge – so seine aus der Anschauung gewonnene These – unterscheiden sich von unbelebten dadurch, daß sie nicht nur einen Rand haben, an dem sie aufhören, sondern eine Grenze, die ihnen angehört. Die Grenze setze sie gegen das sie umgebene Medium ab. Die-

55 Helmuth Plessner, *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*, Berlin 1928, in: GS IV. Vgl. zu diesem Werk insbesondere Asemissen, »Die exzentrische Position« sowie Kai Haucke, *Plessner zur Einführung*, Hamburg 2000. Die Ankündigung befindet sich in Plessner, *Grenzen*, S. 12. Zum Schreibbeginn vgl. Plessner an König, 31.12.1924 in: König/Plessner, *Briefwechsel*, S. 71.

56 Die Fragestellung ist also wieder analog zu der Kants gebildet: Welches sind die Bedingungen der Möglichkeit menschlichen Seins? Vgl. dazu Asemissen, »Die exzentrische Position«, S. 153. Das folgende Zitat ist Plessner, *Die Stufen*, S. 70 f. entnommen.

ses Gesetzsein des lebendigen Organismus bezeichnet Plessner als seinen »positionalen Charakter« oder seine »Positionalität«. ⁵⁷ Nun gibt es ihm zufolge in der Natur verschiedene Formen oder »Modi« von Positionalität: der offenen Positionalität der Pflanze mit ihrer nach außen gewandten Flächenbildung und ihrem gleichfalls nach außen gewandten Stoffwechsel steht die geschlossene Positionalität des Tieres gegenüber. ⁵⁸ Hier erst treten differenzierte Organe auf und – im Falle einer zentralistischen Organisation – die Ausbildung eines repräsentativen Zentralorgans, also eines Gehirns. Dies ist ein entscheidender Schritt, da der Körper sich nun nicht mehr einfach mit dem Körper deckt, der er *ist*, sondern er ihn außerdem auch als Leib *hat*; einen Leib, den er bewegen und beherrschen kann. Ein solches Tier ist ein Selbst und hat Bewußtsein – aber es hat nicht Selbstbewußtsein. Es »bildet ein auf es selber rückbezügliches System, ein Sich, aber es erlebt nicht – sich«. ⁵⁹ Die volle Reflexivität ist dem Menschen vorbehalten:

Der Mensch als das lebende Ding, das in die Mitte seiner Existenz gestellt ist, weiß diese Mitte, erlebt sie und ist darum über sie hinaus. [...] Er erlebt das unmittelbare Anheben seiner Aktionen, die Impulsivität seiner Regungen und Bewegungen, [...] die Wahl ebenso wie die Hingerissenheit in Affekt und Trieb, er weiß sich frei und trotz dieser Freiheit in eine Existenz gebannt, die ihn hemmt und mit der er kämpfen muß. Ist das Leben des Tieres zentrisch, so ist das Leben des Menschen, ohne die Zentrierung durchbrechen zu können, zugleich aus ihr heraus, exzentrisch. ⁶⁰

57 Plessner, *Die Stufen*, S. 184. Den Begriff der »Grenze« setzt Plessner an die Stelle der »Ganzheit« Drieschs und des Gestaltbegriffs Wolfgang Köhlers. Die Grenze ist sowohl Raumgrenze – sie begrenzt den Gegenstand im Raum – als auch Aspektgrenze, »in welcher der Umschlag zweier wesensmäßig ineinander nicht überführbarer Richtungen erfolgt« (*Die Stufen*, S. 153). Insofern bedingt die Grenze die Doppelaspektivität, das Innen und Außen eines Lebewesens.

58 »Offen ist diejenige Form, welche den Organismus in allen seinen Lebensäußerungen unmittelbar seiner Umgebung eingliedert und ihn zum unselbständigen Abschnitt des ihm entsprechenden Lebenskreises macht« (Plessner, *Die Stufen*, S. 284); und analog dazu heißt es: »Geschlossen ist diejenige Form, welche den Organismus in allen seinen Lebensäußerungen mittelbar seiner Umgebung eingliedert und ihn zum selbständigen Abschnitt des ihm entsprechenden Lebenskreises macht« (ebd., S. 291).

59 Plessner, *Die Stufen*, S. 360. »Denn«, so führt Asemissen aus, »sein Selbst ist ihm selbst nicht gegeben. Es hat im Selbst Abstand zu seinem Körper als seinem Leib, aber es hat nicht noch einmal Abstand zu seinem Selbst.« (Asemissen, »Die exzentrische Position«, S. 160)

60 Plessner, *Die Stufen*, S. 364.